Die

Abtei Carrow.

Roman

von

J. F. Smith.

Frei nach dem Englischen

von

Dr. Büchele.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1859.

Die Gartenlaube.

Von

J. F. Smith.

Drei nach dem Englischen

von

Dr. Bilder etc.

Zweiter Band.

Schnellpressendruck von E. Greiner in Stuttgart.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Seit langer Zeit war es der lebhafteste Wunsch von Sir Jasper Pepper, dem edeln Gebieter von Carrow-Abbey vorgestellt zu werden. Der Besuch des Bruders von dem Baronet war eine allzu günstige Gelegenheit, um sich dieselbe entschlüpfen zu lassen, und trotz des Widerstrebens seines Gastes, der sich stellte, als verstände er seine Insinuationen nicht, erklärte ihm endlich Sir Jasper sein Verlangen in so deutlichen Worten, daß er ohne Beleidigung für denselben nicht umhin konnte, darauf einzugehen.

Die Verlegenheit des Obersts Mowbray wurde noch größer, als General Bouchier und der Capitän Herbert vorschlugen, sie zu begleiten. Miran schloß sich ihnen ganz natürlich an.

„Ich weiß kaum, wie mein Bruder uns empfangen wird," sagte der Oberst unterwegs. „Sie wissen, daß er seit der unglücklichen Affaire von Capitän Lucas mit seiner Frau das Leben eines Eremiten führt."

„Dieser Lucas war, wenn ich mich nicht irre, ein Freund von Ihnen," fiel der General ein.

„Ja," erwiderte der Oberst, „und diesem Umstand schreibe ich die Kälte meines Bruders gegen mich zu. Er hat mir niemals vergeben, daß ich diesen Lucas seiner Frau vorgestellt habe .... als ob ich," setzte er mit erzwungenem Lachen hinzu, „hätte voraussehen können, was daraus entspringen würde!"

Von der ganzen Gesellschaft schien nur Miran durch diese Worte betroffen und heftete auf den Oberst einen forschenden Blick, welcher der Verachtung Platz machte, als der Spieler mit verwirrter Miene die Augen niederschlug.

„Er hat es vorher gesehen," murmelte der junge Indier. Und diese Ueberzeugung vergrößerte noch, wo möglich, die bittere Verachtung, die ihm sein Verbündeter einflößte.

Wiewohl Sir William Mowbray von diesem Ueberfall geärgert war, empfing er doch seinen Besuch mit jenem ausgesuchten Tact, den man am besten mit der Politur und Kälte des Marmors vergleichen könnte. Es lag Nichts in seinem Empfang, worüber die kritteligste Person sich hätte beklagen können, aber eben so wenig, was zur Wiederholung des Besuchs einlud.

Auf die übertriebenen Complimente von Sir Jasper über die Schönheit von Carrow-Abbey und das Alter der Familie Mowbray antwortete der Eremit nur mit einem Lächeln.

„Sie müssen sehr glücklich sein," setzte der kleine

Director hinzu, „mit einem historischen Namen und einem Wohnsitz, wie diesem! Bis auf die Saatkrähen hat Alles hier ein aristocratisches Ansehen!“

Der Baronet hatte Mühe, einen Seufzer zu ersticken. Nichts konnte weniger am Platze sein, als diese Anspielung auf ein Glück, das nicht vorhanden war; aber Sir Jasper war viel zu stumpf, um nur die Wunde zu ahnen, die er zum Bluten brachte.

Miran warf dem Oberst einen Blick zu, damit er sich nach Ellen erkundige. Die Abwesenheit des Mädchens erfüllte das Herz des Indiers mit Galle und Eifersucht.

„Wo ist meine Nichte?“ fragte der Spieler.

„Sie hat einen Spaziergang mit ihrem Cousin Walter gemacht,“ antwortete sein Bruder; „sie sind ohne Zweifel im Park.“

Miran hätte gern gefragt, ob sein Nebenbuhler bei ihnen wäre; aber der Respect verhinderte ihn daran.

Diese Unterredung fand auf dem Rasenplatz vor der Abtei statt, wo der Baronet seinen Morgenspaziergang machte, als er von dem Besuch überrascht wurde.

Einen Augenblick hernach kam Henry Ashton an. Seine Gegenwart verursachte ihm, wiewohl sie das Herz des Eifersüchtigen von einer grausamen Beklemmung befreite, eine nicht minder bittere und für seinen Stolz kränkendere. Der junge Mann wurde von Ellens Oheim mit einer an väterliche Liebe grenzenden Herzlichkeit empfangen. Er nahm ihn vertraulich am Arm und stellte ihn den Besuchern,

mit Ausnahme seines Bruders und Mirans, die er schon gesehen hatte, vor. Der Oberst grüßte ihn ziemlich kalt; der Indier stellte sich, als nehme er ihn gar nicht wahr.

„Noch nicht!“ sprach unser Held bei sich. „Er will mich in Ellens Gegenwart erniedrigen. In ihrer Gegenwart werde auch ich ihn demüthigen!“

Die Gesellschaft trat in die Allee, welche auf den See hinauslief, und sie entdeckten bald in einer gewissen Entfernung Cousin und Cousine, gefolgt von Dick Martin. Sobald Ellen und Walter ihren Oheim und dessen Besucher erkannten, ritten sie auf dieselben zu. Getrieben von derselben Bewegung, traten Henry und Miran zugleich vor, Ellen beim Absteigen behilflich zu sein. Der Indier, begierig, den geringsten Vortheil seinem Nebenbuhler abzugewinnen, ergriff den Zelter am Zügel. Das Thier bäumte sich; es war an ein so rasches Verfahren nicht gewohnt.

Der Augenblick der Verwirrung, der daraus entsprang, gestattete unserem Helden, sich von der Seite dem Pferde zu nähern und Ellen in seine Arme aufzufassen, als das muthige Mädchen aus dem Sattel zu Boden sprang. Das Alles ging sehr schnell, und Ellen drückte Oberst Mowbray, der ihr seine Freunde vorstellte, die Hand, ehe Miran sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Sie sollten mehr Acht geben, Sir, wenn Sie einem Pferd nahe kommen!“ rief der Sohn der Begum zornig. „Ihre Ungeschicklichkeit hätte für Miß de Vere beinahe einen Unfall zur Folge gehabt!“

„Sagen Sie vielmehr, Ihr eigener Ungestüm, Sir!“ erwiderte Henry Ashton mit herausfordernder Kälte. „Warum so unklug dem Pferde in die Zügel fahren? Das Alles kann sehr gut in Indien sein, wo Pferde und Menschen anders erzogen werden.“

Es gab eine Pause der Verlegenheit. Die arme Ellen, welche bei dem Gedanken an einen Streit zwischen zwei so heißen Köpfen zitterte, gab sich Mühe, sie zu beruhigen. Sie reichte Miran die Hand, indem sie ihn versicherte, es sei für sie keine Gefahr gewesen, und bat ihn, an diese Kleinigkeit nicht mehr zu denken.

„Das ist ein dünkelhafter Geck!“ flüsterte Walter Mowbray unserm Helden zu, indem er ihm zu großem Mißfallen seines Vaters und zu geheimer Freude von Sir William die Hand drückte. „Ich bin zu glauben geneigt, daß er Streit mit Ihnen sucht.“

„Er komme!“ sagte Henry, „ich bin bereit!“

Der Baronet sah an den Blitzen, die im Auge der beiden Nebenbuhler leuchteten, daß es zu einer Explosion kommen würde, wenn er nicht in's Mittel träte.

„Du würdest gut daran thun, liebe Ellen, in das Haus zurückzukehren; die Alleen sind feucht. Walter wird Dich begleiten.“

Ellen nahm den Arm ihres Cousins und wandte sich mit ihm der Abtei zu, als die Vorstellung eines Streites zwischen ihrem Geliebten und Miran sie ergriff. Mit zitternder Stimme flüsterte sie Walter

einige Worte in's Ohr, der sie mit einem billigenden Lächeln beantwortete.

„Henry," sagte er, zu seinem Freunde sich umdrehend, „werden Sie uns nicht begleiten?"

„Gern!" erwiderte der junge Mann, indem er den Baronet und dessen Besucher grüßte und sich anschickte, Walter und Ellen sich anzuschließen.

Das war mehr, als Miran ertragen konnte. Sein forschender Blick hatte Alles bemerkt, Ellens Flüstern und Walters Lächeln; das machte ihn wüthend; der Becher der Bitterkeit war voll. Sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend, warf er sich rasch zwischen die Waise und ihren Geliebten.

„Zurück!" rief er, mit von Stolz und Zorn entstellten Zügen; „zurück! Miß de Vere bedarf der Hilfe eines Knechtes nicht!"

Dießmal war die Beleidigung zu auffallend, zu grob, um sie stillschweigend vorübergehen zu lassen. Sir William runzelte die Stirne. Die Gesichter aller Anwesenden drückten Tadel aus; Oberst Mowbray allein schien gleichgiltig. Selbst General Bouchier und Capitän Herbert waren geärgert. Wiewohl Weltleute und Sclaven ihrer Vorurtheile, empörte sie die Frechheit des Millionärs.

Aber Henry Ashtons Empfindungen waren ganz verschiedener Art. Der Augenblick war gekommen, der ihm die erwünschte Gelegenheit verschaffte, sich mit seinem übermüthigen Nebenbuhler zu messen, in Ellens Gegenwart ihn zu demüthigen.

„Wendet!," fragte er mit einer Stimme, die er so ruhig als möglich zu machen suchte, „wendet

Mr. Miran Musgrove den Ausdruck Knecht auf mich an?"

„Wem sollte er sonst gelten?" antwortete der Indier mit verächtlichem Lachen, aber nicht ohne einige Ueberraschung, sich mit dem Namen seines Vaters anreden zu hören.

„Sie haben es gehört, meine Herrn!" rief Henry Ashton, einen spöttischen Blick auf ihn richtend; „Sie haben den Sohn von Richard Musgrove gehört, dessen Vater Taglöhner hier auf dem Herrschaftsgute Carrow gewesen, wo ich mehr als dreihundert Jahre hinauf Farmer als Vorfahren zähle, welche die Achtung und Werthschätzung von Jedermann genossen. Der Vater dieses Emporkömmlings, dieses Wesens ohne Herz und ohne Edelmuth, wurde ernährt und unterstützt von der Barmherzigkeit meines Oheims, dessen Güte ihm die Mittel gewährte, sein Glück in Indien zu suchen, wo er, wie es scheint, die Begum von Gunlore geheirathet hat."

Es lag in Henry's Worten eine Ruhe und ein Ernst, welche beinahe alle Zuhörer überzeugten. Aber sie fielen wie Tropfen geschmolzenen Blei's auf Miran. Zur Zeit von seines Vaters Tod war er erst ein Kind gewesen und hatte nie Etwas in Bezug auf seine Familie in England entdecken können. Er wollte, er konnte nicht glauben, was er eben gehört hatte: dieser Schlag war zu schrecklich, um wirklich zu sein.

„Lügner!" rief er, einen wüthenden Blick auf Henry werfend.

„Nein, er lügt nicht!" rief Martin Dick, der die Pferde von Ellen und Walter am Zügel hielt. „Ich

habe Ihren Vater gut gekannt, und Ihren Großvater auch. Wir sind beide in den Ställen auferzogen worden. Er wurde Hausmeister und ich Bereiter. Seine Unredlichkeit brachte ihn um seinen Platz und er starb vor Kummer. Damals nahm Matthäus Ashton dessen Wittwe und Sohn auf."

„Das Alles," sprach Sir William, zum ersten Mal das Wort nehmend, „beweist noch nicht, daß dieser Gentleman, dessen Benehmen ich außerdem sehr streng tadle, der Sohn des von Ihnen genannten Mannes ist."

Die blutunterlaufenen Augen Mirans wandten sich mit einem Ausdruck der Dankbarkeit auf den Baronet. Der Name seines Vaters war allerdings Richard Musgrove, aber nichts lieferte noch den bestimmten Beweis, daß der Gatte der Begum von Gunlore und der Sohn des Hausmeisters von Carrow-Abbey ein und dasselbe Individuum waren.

„Seine eigenen Briefe werden es beweisen!" erwiderte Henry, das Packet Briefe aus der Tasche ziehend, das er diesen Morgen von Mrs. Ashton erhalten hatte. „Da ist einer, worin er von seinen Verpflichtungen gegenüber von meinem Oheim redet, hier ein anderer, wo er seine Heirath mit der Begum meldet und die Absicht ausspricht, Geld nach England zu schicken zur Bezahlung der von ihm und seiner Mutter gemachten Schulden der Dankbarkeit."

Sir Jasper Pepper begann sich sehr unbehaglich zu fühlen. Die Erinnerung an einen gewissen, vor

beiläufig achtzehn Jahren vorgefallenen Umstand stellte sich sehr unangenehm vor seinen Geist. Man konnte nicht wissen, wo die Erklärungen dieses schrecklichen jungen Mannes still halten, oder zu welchen Aufschlüssen sie führen würden.

„Es ist wahr," sagte der Baronet, die Briefe General Bouchier reichend; „es kann kein Zweifel darüber bleiben."

„Thatsache ist, daß Musgrove immer sehr zurückhaltend war, wenn man mit ihm von seiner Familie redete," erwiderte der General, „aber ich war weit entfernt, zu argwohnen, daß sie so niedrig sei."

„Das ist teufelmäßig verdrießlich," setzte Capitän Herbert hinzu, „nachdem man ihn eine ganze Saison als Nabob und Hoheit zu London behandelt hat."

Miran wandte sich wüthend nach dem Capitän um; aber dieser, der noch vor einer Stunde die Augen unter seinem Blick gesenkt hätte, hielt ihn jetzt mit der kältesten Gleichgiltigkeit aus. Der junge Indier konnte reich und mit allen Eigenschaften, welche das Leben schmücken, begabt sein; aber er gehörte nicht mehr der Caste an. Der Capitän konnte selbst so weit gehen, ihn zu insultiren; denn er hatte das Recht, einen Zweikampf mit ihm auszuschlagen.

Sir William Mowbray fühlte, daß es Zeit war, einer beinahe für Ellen wie für Miran gleich peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„Adieu, Sir," sprach er zu dem Indier, „und wenn ich in Zukunft die Ehre, Sie in der Abtei zu empfangen, ablehne, so kommt das nicht von Vorurtheilen der Geburt, oder dem unfeinen Benehmen

Ihres Großvaters, sondern davon her, daß Sie überlegter Weise einen jungen Mann beschimpft haben, der mir mit vollem Rechte theuer ist, und davon, daß Sie die Gesetze der Höflichkeit und Lebensart verletzt haben, welche die Schutzwache der Gesellschaft sind. Ihre Züchtigung ist ebenso gerecht, als streng gewesen."

Miran versuchte nicht einmal, zu antworten.

Nachdem er auf das ohnmächtige Mädchen einen Blick geworfen hatte, ähnlich dem, welchen Lucifer dem Paradies zuwenden mußte, aus dem er zur Strafe für seine Empörung verwiesen worden war, stürzte er mit brennendem Kopf und Herzen in die Allee, welche nach dem Portierhäuschen führte, wo die Diener mit den Pferden warteten.

Die arme Ellen wurde noch bewußtlos in den Armen ihres Cousins und ihres Geliebten nach der Abtei getragen und der Sorge der Aya und Mrs. Jarmy anvertraut.

Miran-Hafaz befand sich kaum außerhalb des Parks, als er seinem ungeduldigen Renner den Zügel ließ und auf's Ungefähr über das unebene und sandige Terrain hingaloppirte, wo fast bei jedem Hufschlag der Fels zum Vorschein kam.

Das Blut des jungen Indiers kochte in seinen Adern; er war an der empfindlichsten Stelle verwundet worden, von dem Wesen, das er haßte, im Beisein des einzigen Geschöpfs, das er liebte, gedemüthigt worden. Der Gedanke an Henry's triumphirenden Blick, an das stolze Lächeln seiner Begleiter brachte ihn fast zur Wuth.

„Wir werden sehen," murmelte er zwischen den verbissenen Zähnen, „ob er eben so tapfer im Kampf, als mit Worten ist! . . . . Er soll sterben! die Röthe der Scham wird nicht eher von meiner Wange verschwinden, als bis die seinige im Tod erbleicht ist!"

Eine Stunde lang setzte der Unglückliche, gequält von dem doppelten Stachel der Eifersucht und des gedemüthigten Stolzes, seinen ungestümen Galopp fort. Ein- oder zweimal stürzte beinahe sein edler Renner, aber die Sporen des Reiters bearbeiteten seine dampfenden Seiten, so daß er mit erhöhter Geschwindigkeit davon jagte. In Wolken erhob sich der Staub unter seinen Füßen, welche Sand und Kiesel in die Ferne schleuderten.

Miran flog so über die Ebene und den moorigen Landstrich, der an die Gemeindewiese stieß. Er gelangte endlich an die Carrow-Spitze, deren hohe und steile Böschung den Fluß beherrschte. Das Pferd zögerte, den Sprung zu machen, aber der unbarmherzige Sporn trieb es von Neuem an. Man hörte das Geräusch ihres Sturzes mitten in die Fluthen, und einen Augenblick nachher kämpften Pferd und Reiter gegen die Strömung.

Dieses Bad brachte eine electrische Strömung auf Miran hervor, dessen fieberisches Blut nach dem Gehirn drang. Es gelang ihm jedoch, sich im Sattel zu halten, bis er am jenseitigen Ufer anlangte, wo es ihm schwindlig wurde. Er wäre unfehlbar gefallen, wenn ihn nicht der starke Arm von Will Sideler, dem Kaninchenwärter, der sich dort herumtrieb, aufgehalten hätte.

„Was ist geschehen, Sir?“ fragte dieser mit respectvollem Ton, denn die Freigebigkeit des Reiters hatte in dem käuflichen Herzen des Alten ein lebhaftes Interesse erregt. Er bildete sich ein, es gebe noch Gold zu gewinnen.

„Nichts, nichts!“ antwortete der junge Mann mit schwacher Stimme.

„Nichts!“ wiederholte der Kaninchenwärter, dem noch zitternden Renner die Seiten streichelnd. „Für Nichts wagt man sein Leben nicht mit so gefährlichen Sprüngen! Werden Sie verfolgt?“

„Nein.“

„Dann verfolgen Sie Jemand?“

„Nein.“

„Sie können mir trauen. Ich bin Einer von denen, welche Leib und Seele wagen würden, um einem Freunde zu dienen, oder sich an einem Feinde zu rächen.“

Miran kam der Gedanke, der Mann könnte ihm nützlich sein. Seine Vorstellungen waren in diesem Augenblick dunkel und verwirrt, wie die ersten Entschließungen zum Verbrechen.

„Führt mich zu Sir Jasper,“ sagte er.

„Gern, Sir. Und sprechen wir wieder über diese Affaire?“

„Vielleicht.“

Dann zog er eine Hand voll Gold und Silber aus der Tasche und warf es Will in den Hut. Dieser dachte, ein Vogel, der solche Federn fallen lasse, verdiene schon gerupft zu werden.

Er brachte den jungen Mann bis auf den Weg,

der nach Bungalore-Hall führte, und geleitete ihn, bis man das Portierhäuschen zu Gesicht bekam.

„Danke, mein Freund!“ sagte jetzt der Indier. „In einem oder zwei Tagen werde ich vielleicht Eurer Hilfe bedürfen.“

Er langte in der Wohnung des Directors der ostindischen Compagnie an, ermüdeter von dem Kampfe mit seinen schlechten Leidenschaften, als von dem Ritte, den er eben gemacht hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als der Khan am nächsten Morgen zu guter Stunde in das Zimmer von Miran-Hafaz trat, fand er den jungen Mann an einem Fieberanfall leidend, den er durch die unbezähmbare Energie seines Willens niederdrückte. Er war ruhig, wie der Moment, welcher der Entfesselung des Sturmes oder dem Ausbruch der lang in einem Vulkan gefangen gehaltenen Feuer vorangeht; aber diese Ruhe schien so wenig natürlich, daß sie für diejenigen, welche den Indier am besten kannten, schrecklicher war, als die heftigste Explosion des Zorns.

„Sie haben Alles erfahren?“ fragte er.

„Ja, Alles!“ antwortete der Renegat, der, vor-

bereitet für die Erklärung, die ihm unvermeidlich erschien, ankam.

„Und Sie wußten dieß Alles?“ setzte Miran, die Augen auf ihn heftend, hinzu.

„Allerdings; Ihr Vater hatte keine Geheimnisse vor mir. Wenn ich niemals mit Ihnen davon geredet habe, so geschah es, um Ihnen eine Wunde zu ersparen, die ich Ihrem stolzen, hochmüthigen Herzen zu schlagen für unnütz hielt.“

„Wollte Gott, sie wäre von jedem Andern als von jenem Mann gekommen! Ich hätte es ertragen können .... aber noch in Ellens Gegenwart!“

„Was gedenken Sie zu thun?“

„Ihn zu tödten!“ antwortete Miran mit so ruhiger Stimme, daß sie eher das Echo seiner Gedanken, als der Ausdruck seines Entschlusses schien. „Und doch, wozu ist es gut? Ich werde überall seinen spöttischen Blick sehen, überall seine beschimpfenden Worte hören! Ich werde die Wirkungen des Schlags fühlen, wenn die Hand, die ihn geführt hat, im Grabe vermodern wird! .... Schicken Sie mir den Capitän Elton.“

„Ist er es, der Ihnen als Secundant dienen soll?“ fragte der Khan schaudernd.

„Ja.“

„Sie wollen also ein Duell?“

„Dieß ist meine Absicht.“

„Und wenn er es ablehnte, sich mit Ihnen zu schlagen?“

„So würde ich ihn als einen Feigling über die ganze Erde verfolgen! ich würde ihm in Ellens Gegenwart in's Gesicht spucken! ich würde ihm wie

einem Hund Fußtritte geben! . . . . Aber nein, nein, er wird sich nicht weigern! Ich werde nicht die Genugthuung haben, ihn zu verachten, selbst im Grabe!"

Der Renegat schickte sich an, ihm eine Antwort zu geben, aber mit einer ungeduldigen Geberde gebot ihm sein Herr, den Capitän zu holen.

Der Capitän Elton war einer von jenen Schmarotzern, welche, nachdem sie einmal Zutritt in guter Gesellschaft erhalten, fortan darin geduldet werden, weil Niemand sich das unangenehme Geschäft, sie daraus zu vertreiben, aufbürden will. Er nahm eifrigst das Anerbieten an, welches ihm Oberst Mowbray im Namen des Nabobs machte, und begab sich noch an demselben Tag nach der Abtei.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, die Zusammenkunft des Capitäns Elton mit Henry Ashton und Walter Mowbray, der sich seinem Freund zum Secundanten anbot, zu erzählen. Es genüge, zu bemerken, daß das Rendezvous auf sechs Uhr Abends auf der Gemeindewiese festgesetzt wurde und Pistolen die bestimmte Waffe waren.

Henry begab sich, sobald er allein war, in aller

Eile nach der Farm. Hatte er nicht dort einen Vater und eine Mutter, so zärtlich, als wenn sie ihm wirklich das Leben geschenkt hätten? Sie saßen beim Mittagessen, als ihr Liebling auf dem Pachthof ankam.

„Guter Gott! Harry," rief seine Tante, „was führt Dich so schnell aus der Abtei zurück?"

„Ich bin diesen Morgen fortgegangen, ohne Ihnen Adieu zu sagen," erwiderte der junge Mann, „und mein Herz machte mir deßhalb Vorwürfe! Ich fürchte sehr, daß Ihre Nachsicht mich verdorben hat. Es ist nicht recht, wenn Sie sich müde arbeiten, Sie und der Oheim, während ich meine Tage in Müssiggang und Vergnügungen zubringe!"

„Das ist Alles sehr gut, mein Junge!" rief der Farmer, ihm seine große Hand reichend; „aber die Ernten sind eingethan, und wenn wir arbeiten, meine Frau und ich, so sind wir nicht dazu gezwungen, und das ist ein Trost! . . . So unterhalte Dich mit Deinen guten Freunden in der Abtei. Der alte Martin sagt mir, daß Du mit Sir Williams Neffen auf vertrautem Fuße stehest."

„Wirklich, er hat mir Proben wahrer Freundschaft gegeben."

„In diesem Falle segne ihn der liebe Gott!" sagte die Frau.

„Er ist ganz wie sein Oheim in seinem Alter war, und gleicht ihm viel mehr als seinem Vater. Aber sage mir, Harry, was Dich zurückführt? Brauchst Du Etwas? Vielleicht fehlt es Dir an Geld?"

„Nein."

„Sprich doch, mein Junge!“ rief sein Oheim. „Die Ernte ist gut dieses Jahr. Fürchte nichts; die Börse der alten Mutter Ashton kann schon einen Aderlaß oder zwei ertragen . . . . besser vielleicht, als die anderer Leute, welche den Kopf sehr hoch tragen! . . . und dieß Alles ist ja doch dein.“

„Ja, dein, Harry, und wenn es noch zehnmal mehr wäre!“ setzte seine Tante hinzu.

Henry hatte einige Mühe, sie zu überzeugen, daß der einzige Zweck seiner Rückkehr das Verlangen wäre, seine Vergeßlichkeit von dem Morgen wieder gut zu machen, denn er war, ohne sie zu sehen, weggegangen. So fest und entschlossen auch sein Herz in Gegenwart derer war, welche ihn kalt und ungerecht behandelten, so weich wurde er wie ein Kind bei der Stimme der Güte und Zuneigung. Als er die guten Leute betrachtete, stellte sich die Erinnerung ihrer Liebe und die Betrübniß, die sie wahrscheinlich bald niederbeugen sollte, seinem Geiste dar, und er fühlte, daß es Zeit, zu gehen, sei, wenn er nicht ihren Verdacht wecken wollte. Er umarmte sie also mit angenommener Fröhlichkeit, und entfernte sich, nicht ohne einen Blick der Freundschaft auf Joe zu werfen, der während dieser Unterhaltung stillschweigend sein Essen zu sich genommen hatte.

„Ich kann mir nicht erklären, was mit dem Jungen ist,“ sprach der Farmer, „aber ich will glauben, daß Alles gut geht. Es scheint mir, daß ich ihn nicht mehr verstehe, seitdem er das Griechische zu studiren angefangen hat . . . . Er spricht auch so gut!“

Das Frauenherz ist empfindlicher als das des

Mannes für die Gefahren, welche die bedrohen, die es liebt. Es darf nur ein Schatten über ihren Weg gehen, und es reicht hin, dessen Besorgnisse zu erregen. Diese besondere Empfindlichkeit ist es, welche die unruhige Zärtlichkeit der Mutter, die Liebe der Gattin oder die Zuneigung der Schwester aufmerksam macht.

„Aber es geht nicht Alles gut, Matthäus!“ erwiderte seine Frau. „Meinem alten Herzen sagt Etwas, daß es schlecht geht. Harry hat eben mit uns gesprochen, als ob er uns verlassen wollte.“

„Du bist närrisch, Frau, immer willst Du etwas ahnen!“

Wiewohl der Farmer Ashton nicht vollkommen ruhig war, wollte er doch die Ahnungen seiner Frau nicht bestärken. Seit langer Zeit hatte er sich zum Grundsatz gemacht, sein Vertrauen auf Gott zu setzen und niemals das Unglück vorherzusehen. Um jeder weitern Unterredung über diesen Gegenstand vorzubeugen, nahm er seinen Hut und entfernte sich unter dem Vorwand, bei Aufspeicherung des Getreides nachzusehen.

Er hatte kaum die Schwelle überschritten, als Joe Beans, der seine Portion Speck erst zur Hälfte gegessen hatte, den Teller weit von sich stieß.

„Was gibt es, Joe?“ fragte seine Herrin.

„Ich muß in's Dorf gehen.“

„Warum?“

„Sagen Sie dem Herrn, Sie haben mich verschickt . . . Ich gehe,“ setzte er leiser hinzu, „um mit Master Henry zu sprechen.“

Und Joe zog ab, ohne auf die Antwort zu war-

ten, so sehr hielt er sich überzeugt, daß dieselbe günstig war.

Beim Gang durch die Küche nahm er Henry's Flinte mit.

In demselben Augenblick schritt unser Held nach einem kurzen Besuch im Pfarrhaus der Abtei zu .... vielleicht zum letzten Mal. Er wollte sich von Ellen verabschieden.

„Jetzt, mein Herz, sei stark!" sagte er. „Lassen wir nicht ein Wort, nicht einen Blick entschlüpfen, die im Stande wären, jene Liebe zu beunruhigen, welche über mein Wesen eine neue Energie verbreitet!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In seiner Ungeduld zählte Miran-Hafaz jede Minute, die seit Capitän Eltons Abreise verfloß. Aber sein Benehmen war ruhig; sein Auge allein verrieth seine Seelenangst. Es gibt Umstände im Leben, wo jeder Augenblick einem Jahrhundert von Qual gleicht; wo die Zeit, scheinbar in ihrem Lauf aufgehalten, uns einen Vorschmack dessen gibt, was eine Ewigkeit von Qualen sein könnte.

Der Khan saß neben Miran. Sein Gesicht drückte eine tiefe Theilnahme, nicht ohne eine Mischung von Schmerz, aus. Der Alte liebte seinen Mündel trotz dessen aufbrausender Gemüthsart und launigen Characters, denn er hatte ihn als Kind gekannt und bedient und mit Bedauern die guten Keime edler Eigenschaften durch die strafbare Nachsicht der Begum zerstören sehen, welche ihren Sohn in einem dünkelhaft vermessenen Gefühl seines Ranges erzogen und in seinem Herzen und Geiste die edleren Eigenschaften, das Erbe des europäischen Blutes, erstickt hatte.

„Wird er niemals kommen?“ murmelte der junge Mann. „Gott! wie lang mir die Stunden erscheinen!“

„Sie sind krank, Miran, sehr krank,“ sprach der Khan, „und das Sie verzehrende Feuer nimmt mit jedem Versuch, den Sie es zu ersticken machen, an Heftigkeit zu.“

„Es wird mir bald besser sein!“ erwiderte der Indier mit traurigem Lächeln; „das Blut dessen, den ich hasse, wird mein Fieber stillen. Fühlen Sie die Heftigkeit meines Pulses,“ setzte er, das dünne Handgelenke dem Renegaten hinstreckend, hinzu, „und doch bin ich ruhig, ganz ruhig.“

„Bedarf es durchaus des Lebens von dem armen jungen Mann, um Sie zufrieden zu stellen?“

„Es bedarf dessen.“

Die Antwort wurde mit so kaltem Tone gegeben, als handelte es sich um etwas völlig Gleichgültiges; aber gerade die Abwesenheit von jedem Beweis des Zornes machte diese Antwort noch schrecklicher und gab seinen Worten die Fühllosigkeit des Schicksals.

Es entstand eine Pause, während welcher Miran und der Khan einander stillschweigend beobachteten. Wiewohl niemals Worte des Mißtrauens zwischen ihnen gewechselt worden waren, zeigte sich doch offenbar, daß das Band gegenseitigen Vertrauens zwischen ihnen zerrissen war; sie redeten nicht mehr mit der Offenheit von Leuten, die gewohnt waren, sich alle ihre Gedanken mitzutheilen. Der junge Indier hatte seinen ehemaligen Mentor im Verdacht einer zu lebhaften Theilnahme an dem Schicksal seines Nebenbuhlers, die er nur nicht gestehen wolle. Wie die meisten Orientalen war er von ausnehmend eifersüchtigem Character, und dieser Umstand allein hätte in Ermanglung eines andern seinen Haß gegen Henry erklärt.

Endlich unterschied Miran das Geräusch eines Hufschlags auf dem Sandwege, der nach Bungalore-Hall führte. Er hätte den Schritt seines Lieblingsrenners unter tausend andern erkannt: es war also keine Mühe, ihn allein zu erkennen. Zum ersten Mal offenbarte er äußerlich die Ungeduld, die ihn verzehrte. Mit leichtem Schritt sprang er von seinem Lager auf, seine Augen von wahnsinniger Freude funkelnd.

„Er ist es!“ rief er.

„Es ist Capitän Elton!“ sagte ruhig der Khan, welcher gleichfalls aufgestanden war und durch das Fenster schaute.

Einige Augenblicke nachher trat der Capitän in das Zimmer.

„Das Resultat!“ rief Miran, „keine Details. Was die Bedingungen betrifft, so genehmige ich sie

alle, ehe ich sie kenne. Wird er sich mit mir schlagen?"

„Ja."

Mit einem Seufzer tiefer Befriedigung, dergleichen man ausstößt bei großer Erleichterung, oder wenn man einer unvermeidlich scheinenden Gefahr entronnen ist, warf der junge Indier sich auf sein Lager zurück. Beruhigt, daß sein Nebenbuhler sich vor die Mündung seiner Pistole stellen würde, die noch niemals ihr Ziel verfehlt hatte, war das Uebrige ihm vergleichsweise indifferent.

„Und wann soll die Begegnung stattfinden?" sagte er.

„Diesen Abend, auf der Gemeindewiese, um sechs Uhr!"

„Möchte es neben der Sandgrube sein," rief der junge Indier, „damit sein letzter Blick auf die Stelle falle, wo er Ellen das Leben rettete, oder wo er seine erste anmaßliche Hoffnung schöpfte!"

„Soll ich nach Ihren Waffen sehen?" fragte der Khan.

Miran schaute ihn einen Augenblick mit argwöhnischer Miene an, ehe er die Antwort gab. Es lag nichts Außerordentliches noch Besonderes in dieser Frage, aber, wie bereits gesagt, war das Band gegenseitigen Vertrauens wenn nicht zerrissen doch gelockert.

„Nein," antwortete er langsam, „ich werde sie selbst untersuchen."

Der Renegat ertrug den Blick seines Mündels mit Festigkeit. Seine Physiognomie verrieth nichts von dem Sturm, der sich in seinem Busen bildete;

sie war, wie gewöhnlich, kalt und unempfindlich. Die vollkommene Herrschaft, die er über sich selbst erlangt hatte, war einer der Vortheile seines langen Aufenthalts im Orient.

„Melden Sie mir, wenn es vier Uhr ist!“ setzte Miran mit mattem Ton hinzu. „Ich wünsche allein zu sein .... Tausend Dank, Capitän Elton, für den Dienst, den Sie mir in dieser Affaire geleistet haben. Aber, apropos, wer ist der Secundant meines Gegners?“

„Das ist das Außerordentlichste an der Sache,“ erwiderte sein Bote. „Niemand anders, als Walter Mowbray!“

„Ellens Cousin,“ murmelte der Indier bitter, denn er erblickte darin einen Beweis mehr für die Liebe des Mädchens zu seinem Nebenbuhler. „Macht nichts! Macht nichts!“

Als der Khan und der Capitän sich zurückgezogen, bat Miran den ersten, auf vier Uhr Caffee für ihn zu bestellen. Er hatte seit der Scene im Park mit Henry Ashton weder Nahrung noch Getränke zu sich genommen.

„Ich werde ihn selbst machen!“ erwiderte der Renegat.

Miran konnte keine Ruhe finden, seine Leidenschaften hielten ihn wach. Seine Einbildungskraft entwarf ihm voraus das Gemälde der Begegnung mit seinem Nebenbuhler; er sah ihn fallen, getroffen von einem tödtlichen Schuß, und waidete sich an seinem Todeskampf.

Dann trat das Bild Ellens, die ihn mit der Zärtlichkeit einer Schwester geliebt hatte, vor seine

Seele: sie vergoß Thränen auf Henry's Grab, und diese eingebildeten Thränen vermehrten noch Mirans Haß gegen den harmlosen jungen Mann, welcher das Unglück gehabt hatte, seinen Weg zu durchkreuzen.

„Sie wird ihn vergessen!" rief er. „Zara versichert mich, es sei eine reine Caprice, aus einem Uebermaß von Dankbarkeit entstanden. Ellen wird einer Liebe, wie die meinige, nicht widerstehen können. Ist Ashton einmal todt, werden die Erinnerungen und Gefühle von ehemals wieder erwachen. Sie ist mein Dasein; ich kann ohne sie nicht leben; Gott hat sie nicht geschaffen, um meinen Untergang herbeizuführen .... Ich kenne die Sanftmuth ihrer Natur; das Mitleid wird auf den Zorn folgen; das Lächeln wird die Thränen ersetzen; meine Ergebenheit wird die Verzeihung erlangen!"

Ein Zeichen des Khans an der Thüre seines Zimmers meldete ihm endlich, daß es Zeit sei, sich zu erheben. Er wankte ein wenig, als er von seinem Lager aufsprang; das Fieber war ihm in's Gehirn gestiegen. Er bemeisterte diese augenblickliche Schwäche durch eine gewaltsame Anstrengung und beeilte sich, seine Toilette zu beendigen.

Als Capitän Elton und der Renegat in sein Cabinet traten, war er angezogen. General Bouchier begleitete sie.

„Sie wollen also," sagte der Letztere, dem Indier herzlich die Hand drückend, denn sein Gewissen warf ihm die Kälte vor, welche er ihm am Abend zuvor bezeugt hatte, „Sie wollen also jenem

Bauernlümmel eine Lection in der Lebensart geben! Ich hoffe, sie wird wirksam sein."

Miran antwortete nur mit einem Lächeln.

„Ich sollte mich eigentlich mit Ihnen zanken," fuhr sein Gegenredner fort; „in Betracht des Alters unserer Verbindung hätten Sie mich bei dieser Gelegenheit zum Secundanten nehmen sollen. Aber ich zweifle nicht," setzte er mit einer Verbeugung gegen den Capitän hinzu, „daß Ihre Ehre in sichern Händen ist. Um welche Stunde ist die Begegnung?"

„Um sechs Uhr."

„Dann ist es Zeit, sich auf den Weg zu machen," antwortete der General, auf die Uhr schauend. „Ich habe Pepper gerathen, das Diner auf acht Uhr zu verschieben .... Sie werden mir wenigstens erlauben, Sie zu begleiten."

Diese Bitte war allzu schmeichelhaft, um eine Ablehnung zu gestatten. In seiner Ungeduld, abzugehen, vergaß Miran, daß er Caffee bestellt hatte, und der Khan wagte nicht, ihn daran zu erinnern. Als er seinen Herrn auf dem Punkte sah, sich zu entfernen, warf er einen verzweifelten Blick auf die Thüre und schien beträchtlich erleichtert, als im Augenblick, wo der Capitän an dem Knopf drehte, der junge Hindu mit dem Caffee auf einer Platte erschien.

Miran verschlang hastig sein Lieblingsgetränk. Die Augen des Khans erhellten sich sogleich und er nahm sofort seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wieder an.

„Hat es Ihnen gut gethan?" fragte er.

„Ja; ich fühle bereits den heilsamen Einfluß dieser Flüssigkeit," erwiderte Miran, der seine Pistolen

aufmerksam untersuchte. „Meine Hand ist fester, mein Fieber weniger brennend.“

Einige Augenblicke nachher stieg die Gesellschaft hinab. Sie bestand aus Miran, Capitän Elton, General Bouchier und dem Khan. Ein Wagen erwartete sie hinter dem Hause, um den Blicken von Sir Jasper Pepper und seinen Gästen sich zu entziehen.

Als Elton dem Sohn der Begum in den Wagen half, bemerkte er, daß er sehr schwach war; er konnte sich kaum auf den Beinen halten.

„Es wird mir besser sein auf dem Boden,“ sprach Miran, sich auf den Sitz fallen lassend; „der Anblick meines Gegners wird mir meine Kräfte wieder geben.“

„Vielleicht auch nicht!“ dachte der Khan, sich ihm gegenüber-setzend und ihn mit lebhaftester Theilnahme betrachtend.

Da er selbst den Caffee bereitet hatte, mußte er wissen, ob die Hoffnung seines Herrn gegründet war oder nicht. Denn wir wollen dem Leser nicht verbergen, daß der Alte mächtige, wiewohl geheime Gründe zu dem Wunsch hatte, das Duell zwischen den beiden Nebenbuhlern möchte ohne Blutvergießen vorübergehen.

„Sagen Sie, man solle in vollem Galopp fahren,“ sagte der junge Indier zu dem Lakaien, welcher den Schlag zumachte.

Zwanzig Guineen für die Postillons, wenn wir vor einer Stunde ankommen.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ellen ahnte die Begegnung, welche zwischen ihrem Geliebten und Miran-Hafaz stattfinden sollte. Sie erwartete Henry in furchtbarer Angst, und als er endlich anlangte, hatte sie ihm bald die Wahrheit entrissen, die er vor ihr zu verbergen sich vorgenommen. Aber die Stimme der Ehre triumphirte endlich über die Schrecken des liebenden Mädchens.

„Vergessen Sie die Schwäche meines Herzens," sagte sie mit Anstrengung; „vergessen Sie Alles, was der Sorge für Ihre Würde zuwider sein könnte."

Und ihren Kopf an Henry's Brust lehnend, begann sie zu schluchzen, wie ein Kind am Busen der Mutter.

Die Stunde näherte sich, wo unser Held zum Rendezvous sich einfinden mußte. Er warf einen unruhigen Blick nach der Thüre, auf deren Schwelle der Baronet erschien.

„Sir William Mowbray!" rief er.

„Er selbst," erwiderte dieser, die beinahe ohnmächtige Ellen in seine Arme auffassend. „Ich will für das arme Kind Sorge tragen . . . . Walter erwartet Sie unten," setzte er mit leiser Stimme hinzu.

Bei diesen Worten begriff Henry, daß der Baronet Alles wußte. Er drückte seinem Beschützer schweigend die Hand; dann drückte er einen Kuß, vielleicht den letzten, auf Ellens Stirne und verließ

die Gallerie. Bei seinem Gang über den Corridor warf die Aya ihm einen Blick des Hasses und Triumphes zu; denn sie zweifelte nicht, ihr theurer Miran werde seine Kugel in das Herz seines kecken Nebenbuhlers senden.

Als sie in die Gallerie trat, um ihrer jungen Gebieterin ihre Dienste anzubieten, wich Ellen ihrer Berührung mit einem Gefühl instinctartigen Schauders aus. Sie wußte, daß ihre Amme Henry's Feindin war.

„Ich will bei meiner Nichte bleiben," sprach der Baronet sanft; „in ihrer Betrübniß bedarf sie eines mitfühlenden Herzens, um sie zu trösten und zu berathen."

In diesem Augenblick riß der Hufschlag von Pferden, welche nach der Sandallee enteilten, Ellen aus ihrer Betäubung. Sich aus Sir Williams Armen loswindend, sprang sie nach dem Fenster, um dem Verlobten ihrer Wahl ein letztes Lebewohl zu sagen.

„Fort, fort!" rief sie schluchzend, während Walter und Henry hinter den Bäumen verschwanden. „Ich werde ihn nicht mehr sehen. Mein Herz . . . . o! mein Herz ist gebrochen."

Als Joe Beans bei seinem Abgang von der Farm Henry Ashtons Flinte nahm, geschah es ohne eine bestimmte Absicht. Er wurde von einem vagen Vorgefühl einer Gefahr für seinen jungen Herrn geleitet. Nie hatte er die nächtliche Scene in Will Sidelers, des Kaninchenwärters, Hütte recht begriffen.

Während er in seine Gedanken versunken über

die Gemeindewiese schritt, stellte sich Dick Martin seinen Blicken dar. Wie die meisten Dorfbewohner hatte er eine hohe Meinung von dem Scharfsinn des Alten; deßhalb eilte er auf ihn zu, faßte ihn am Arm und sagte zu ihm mit bestürzter Miene:

„Master Harry droht eine Gefahr."

„Ich weiß es," antwortete Martin ruhig.

Joe konnte sein Erstaunen nur dadurch ausdrücken, daß er Mund und Augen aufriß.

„Er wird ein Duell haben!"

„Was kann das sein?" fragte der Bauer.

Einige Worte erklärten ihm die Gefahr seines jungen Herrn, und der ehrliche Bursche schwor, wenn Henry Etwas widerführe, würde er ihn rächen.

„Ei! was würdest Du thun?" fragte der Alte, ihn neugierig unter seinen Augenbrauen betrachtend.

„Ich würde den, der ihn getödtet hätte, wie eine Krähe umbringen, wäre er auch der größte Herr des Landes!" rief Joe, an seine Flinte greifend.

In einem Augenblick änderte Martins Physiognomie ihren Ausdruck; seine üble Laune machte einer Miene des Wohlwollens Platz.

„Das darf nicht geschehen, Joe," sagte er sanftmüthig, „das darf nicht geschehen!"

„Ich werde es doch thun!" wiederholte Joe entschlossen.

Sie marschirten einige Augenblicke neben einander her. Joe erzählte in der Fülle seines Herzens seinem Genossen, was er Nachts in der Hütte des Kaninchenwärters belauscht hatte; er hoffte ohne Zweifel, dessen Ansicht darüber zu vernehmen; aber

Martin sprach sich nicht aus; es war für ihn ein neuer Gegenstand des Nachdenkens im Stall, seinem Studircabinet.

„Joe," sprach er nach einer Pause, „das ist eine schöne Flinte."

„Nicht wahr?" erwiderte der junge Mann, sie mit Kennermiene betastend.

„Der Schaft ist etwas schwer, glaube ich."

„Durchaus nicht . . . . sieh selbst!"

Mit diesen Worten reichte er die Waffe dem Stallknecht, der sie langsam wog, dann den Kolben auf seine Schulter stützte.

„Nimm Dich in Acht," sagte Joe, „sie ist mit einer Kugel geladen."

„Wirklich?"

„Und ich habe keinen weitern Schuß!"

„Um so besser!" erwiderte der Alte kalt, indem er in die Luft schoß und dann die Flinte ruhig Joe zurückgab.

„Was hast Du gethan?" rief dieser zornig.

„Meine Schuldigkeit. Dein Herz, Joe, ist besser als dein Kopf! Jetzt, da Du kein Unheil mehr anstellen kannst, will ich Dir helfen, Henry Ashton zu suchen. Wir sind seltsame Geschöpfe," setzte er hinzu; „ich, der ich mich nur um meinen Herrn bekümmere, würde mein altes Leben auf's Spiel setzen, um zu verhindern, daß dem jungen Mann ein Unheil widerführe!"

„Wirklich?" rief Joe, der ihm herzlich die Hand drückte. „Nun! Du bist, recht betrachtet, ein ehrlicher Mann, aber schlau wie ein alter Fuchs. Ich ver-

gebe Dir den Streich mit dem Gewehr .... vielleicht ist es gut, daß Du so gethan hast!"

„Vielleicht wohl!" antwortete Martin kalt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als General Bouchier und Capitän Elton am Orte von dem Rendezvous mit Miran-Hafaz und dem Khan anlangten, konnten sie bei dem Anblick von dem Zustand des Indiers kaum ihr Erstaunen unterdrücken. Sie glaubten, er fürchte sich. Als sie ihm aus dem Wagen halfen, zitterte er an allen Gliedern, und sein schwarzes Auge, dessen Glanz gewöhnlich mit dem des Adlers wetteiferte, war trübe und umschleiert, als ob der Schatten des Todes bereits zwischen seinen Muth und sein Vorhaben getreten wäre.

Der Renegat war stumm und nachdenklich. Von Zeit zu Zeit warf er einen unruhigen Blick auf seinen jungen Herrn; man hätte sagen können, er berechne im Geiste, wie weit sein eiserner Wille gegen das Fieber, das ihn verzehrte, und gegen die Wirkungen des von ihm bereiteten Caffees anzukämpfen vermöchte. Er fürchtete das Ereigniß; denn er wußte, daß ein Augenblick der Kaltblütigkeit, ein

Moment des Siegs über die Erschlaffung, die sich langsam, wie ein treuloses Gift, in den Körper des Indiers einschlich, hinreichend wäre, Henry Ashton zu verderben. Nie hatte er Miran sein Ziel verfehlen sehen.

Der Alte fühlte etwas wie Gewissensbisse bei der Rolle, die er gegenüber (von) dem Sohne seines Freundes Musgrove spielte. Er liebte ihn trotz aller seiner Fehler. Die Stimme des Gewissens reichte nicht hin, ihn mit dem Verrath auszusöhnen, dessen er sich schuldig gemacht hatte. Ohne Zweifel hatte er vortreffliche Beweggründe; aber es war nicht weniger ein Verrath, weil Miran Vertrauen auf ihn setzte.

„Mein Gott!" murmelte er mehr als einmal, „der Weg zur Buße ist wahrhaft mit Dornen besäet!"

Es war eine große Erleichterung für ihn, daß Henry und sein Secundant sich noch nicht auf dem Platze befanden.

Der General sah auf seine Uhr. Es war noch zwei Minuten bis sechs Uhr.

„Wir werden ihm, wie gebräuchlich, zehn Minuten Frist geben," sagte er, „dann ziehen wir unsern Mann zurück. Wir werden rechtzeitig zum Diner eintreffen. Im Vorbeigehen gesagt, Sir Jaspers Küchenmeister versteht sich vollkommen auf Zubereitung von Schildkröten . . . . Der Rostbraten von gestern hätte Vatel Ehre gemacht. Wo zum Teufel hat er diesen Mann aufgetrieben?"

Ehe der Capitän ihm antworten konnte, erschienen zwei Männer, in vollem Galopp heranreitend.

„Das ist ohne Zweifel unser Gegner!“ rief der General; „ich dachte wohl, daß er pünktlich sein würde.“

Einige Augenblicke nachher waren Walter und Henry auf dem Platze. Nachdem sie ruhig ihre Pferde an einen Baum gebunden hatten, traten sie auf die andere Partei zu, die sie mit jener kalten und studirten Höflichkeit grüßten, welche die Gesellschaft von denen verlangt, die zusammentreffen, um sich nach den Gesetzen der Civilisation und Etikette zu tödten.

Um unserm Helden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, haßte er, ungeachtet der Annahme der Herausforderung seines Nebenbuhlers, im Innersten des Herzens den Grundsatz des Duells, wie er gleichmäßig von Moral und Vernunft verurtheilt wird, aber er handelte getrieben von der Furcht vor der Verachtung der Welt.

„Ich hoffe, wir haben nicht auf uns warten lassen,“ sagte Walter Mowbray zu Capitän Elton, der die Uhr in der Hand hielt.

„Wir können uns nicht beklagen,“ antwortete Mirans Secundant mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Nein,“ antwortete der General sanft, „denn es ist kaum zwei Minuten über sechs Uhr.“

Acht Minuten mehr hätten ihnen gestattet, ihren Mann zurückzuziehen und Henry mit dem Namen eines Feiglings zu brandmarken.

Beim Anblick des verhaßten Rivalen bekam Miran-Hafaz wie durch Zauber seine Kraft und Kaltblütigkeit wieder, aber der Schweiß, der ihm

auf der Stirne stand, und der schreckliche Ausdruck seines Blicks zeigten deutlich die heftige Anstrengung, die es ihn kostete.

„Verloren!“ flüsterte der Khan, einen mitleidigen Blick auf Henry werfend, „nichts kann ihn retten!“

Die beiden Secundanten traten dann zusammen, um die Waffen zu prüfen, die Distanz zu messen und die unerläßlichen Präliminarien zu ordnen. Es wurde entschieden, jeder sollte sich seiner eigenen Pistolen bedienen und der Abstand zwanzig Schritte sein.

„Sind Sie fertig?“ fragte Miran Capitän Elton mit einer Stimme, welche die Heftigkeit seiner körperlichen und geistigen Leiden verrieth.

„In einem Augenblick!“ flüsterte sein Freund. „Ich habe ihn vor diese verkrüppelte Eiche gestellt.... Sie können ihn nicht fehlen.“

Der Indier antwortete nur mit einem Unheil verkündenden Lächeln; er fürchtete sich nicht, aber er besorgte, seine Natur und Energie möchten der Seelenqual, die er erduldete, unterliegen. Der Khan, der ihn aufmerksam beobachtete, sah, daß seine blutunterlaufenen Augen sich von Neuem verschleierten.

„Könnte ich das verhängnißvolle Signal nur noch einige Secunden verzögern,“ dachte er, „so wäre er gerettet.“

Von dieser Vorstellung ergriffen, näherte er sich der Stelle, wo General Bouchier stand, und machte ihm einige Bemerkungen auf Hindostanisch.

„Es thut mir leid, Ihre Anordnungen zu unterbrechen,“ sprach der alte Soldat, auf Capitän Elton

zutretend, „aber sie sind in der That unserem Freunde nicht günstig: er hat die Sonne voll im Gesicht!“

Der Secundant Mirans war so beeilt gewesen, Henry Ashton in eine Linie mit dem Baume zu stellen, daß er diese Einzelheit nicht bemerkt hatte.

„Macht nichts!“ rief der junge Indier mit heiserer Stimme, „ich lasse ihm diesen Vortheil!“

Aber der General war ein eigensinniger Mann, der nie abließ, wenn er einmal Etwas gesagt hatte. Während man also das Terrain von Neuem maß, begann er Miran den Nachtheil dieser Stellung zu erklären und dieser verwünschte ihn innerlich.

Endlich war Alles geordnet und die unerbittlichen Gesetze der Etikette erfüllt. Die Secundanten traten herzu, um den Kämpfern die Waffen in die Hand zu geben. Capitän Elton bemerkte mit Erstaunen, daß die Hand Mirans brannte.

„Himmel!“ sagte er, „daß ich das nicht bälder gewußt habe! Sie sind nicht im Stande, sich zu schlagen.“

„Macht nichts!“

„Es ist noch nicht zu spät,“ fuhr der Capitän mit leiser Stimme fort.

„Ich bin bereit!“ rief mit Anstrengung der junge Indier.

„Gott segne Sie, Henry!“ sagte Walter Mowbray. „Wenn Ihnen ein Unglück begegnete, würden Sie von mehr als Einem Herzen bedauert . . . . Und Sie haben einen Freund, der Sie rächen würde!“

„Ich weiß Ihnen nicht genug zu danken,“ erwiderte der junge Mann; „das ist nicht der Augen-

blick, Erklärungen zu machen. Unterliege ich, so werden meine letzten Gedanken Ihnen und Ellen geweiht sein; Freundschaft und Liebe, welche mein Leben sind, werden mich beweinen, wenn ich falle!"

Man war übereingekommen, General Bouchier, der gewissermaßen als eine neutrale Person betrachtet wurde, sollte das Signal geben. Die Secundanten hatten sich bereits zurückgezogen; die Gegner standen einander gegenüber. Henry dachte an das reizende Mädchen, dessen Liebe er gewonnen hatte und dessen Herz sein Tod brechen würde. Miran glich einem Vulcan, dessen glühende Lava den Gipfel erreicht hat. Flammende Schimmer, schreckliche Schatten, die Eingebungen der Eifersucht und des Hasses, vereint mit seinem unzähmbaren Stolz hielten ihn noch aufrecht. Für ihn wenigstens war es ein furchtbarer Moment; denn es kam ihm jeden Augenblick vor, als wollte sein Gehirn unter den Anstrengungen, zu denen er sich zwang, zerspringen; von Zeit zu Zeit warf er Blicke der Beklemmung, der Ungeduld und des Flehens auf den General, der, das Taschentuch in der Hand, sich bereit hielt, das Signal zu geben.

Endlich fiel das weiße Batisttuch; es erfolgte ein Blitz und ein durchdringender Knall; man hätte sagen können, nur ein Schuß wäre gefallen. Miran wankte und fiel; die Kugel von Henry Ashton, der unverletzt da-stand, war ihm in die Seite gegangen.

„Getroffen, beim Himmel!" rief Capitän Elton, sich über ihn niederbeugend.

„Und noch dazu an einer schlimmen Stelle!" setzte der General kalt hinzu. „Das ist außerordent-

lich. Nie sah ich ihn sein Ziel verfehlen. Der beste Schütze von England!"

Der Schmerz des Khans, des unruhigen Zuschauers bei diesem Duell, brachte ihn um alle Herrschaft über sich selbst. In seinem Verlangen, Henry zu retten, war ihm die Möglichkeit einer Gefahr für Miran gar nicht in den Sinn gekommen, und er machte sich bittere Vorwürfe, als er den gefühllosen Körper seines Mündels von der Erde aufrichtete und das Blut mit seinem Taschentuch zu stillen sich bemühte.

Inzwischen drückte Walter Mowbray seinem Freunde schweigend die Hand, dessen Herz heftig schlug, nicht aus Freude, auf eine fast wunderbare Weise dem Tod entgangen zu sein, sondern aus Mitleid mit seinem gefallenen Nebenbuhler.

„Denken Sie, seine Wunde sei tödtlich?" fragte Capitän Elton den General, welcher den Körper mit der Miene eines Liebhabers untersuchte.

Der alte Soldat zuckte die Achseln.

Henry Ashton näherte sich der Gruppe. In seinen blassen Zügen las man mehr Betrübniß als Triumph. Der Gedanke, einen seiner Nebenmenschen mit eigener Hand getödtet, in der Blüthe des Alters in's Grab geschickt zu haben, lastete schwer auf ihm. Er wünschte lebhaft, mit ihm Worte der Vergebung auszutauschen und die Hand, welche nach seinem Leben getrachtet hatte, zu drücken.

„Ist er gefährlich verwundet?" fragte er; „kann ich vielleicht von einigem Nutzen sein?"

Der General und der Capitän schienen über diese Frage höchst geärgert. Es war gegen alle

Etikette, daß Miran von der Hand seines glücklichen Gegners Beistand erhielt.

„Ziehen Sie sich zurück!“ rief der Khan, ihn mit wilder Wuth anschauend; denn die vor Kurzem in ihm erregten Gewissensbisse wurden in diesem Augenblick durch die Gefahr seines Mündels unterdrückt, den er auf einem Knie hielt. „Sie haben das edelste Blut Indiens vergossen und ich fühle, daß ich Ihnen dabei behilflich gewesen bin!“

„Sie?“

Walter Mowbray, der General Bouchier und der Capitän wechselten Blicke der Ueberraschung. Zum ersten Mal hörten sie den Khan sich Englisch ausdrücken. Man hatte immer geglaubt, zu London, wie in Bungalore-Hall, er verstehe keine andere Sprache, als die hindostanische.

Inzwischen waren Martin und Joe Beans auf dem Schauplatz der Scene angekommen. Die Freude des letztern, als er seinen Herrn gesund und wohl sah, ließ sich nicht einmal durch den Anblick des verwundeten Miran unterdrücken. Ein halb ersticktes Lachen entschlüpfte den Lippen des Stallknechts, als er die Worte des Renegaten hörte; die Runzeln seiner Stirne verschwanden, er hatte, was er suchte, gefunden: der geheimnißvolle Besucher der Kirche von Carrow war ein Engländer.

„Ich wußte wohl, daß ich ihm eine Trense anlegen würde,“ murmelte er.

Miran wurde, noch immer bewußtlos, von dem Khan, der ihn in den Armen hielt, weinend, wie ein Vater über sein Kind weint, in den Wagen gebracht, mit dem er hergekommen war. Dann wandte

er sich zu dem jungen Mann, dem er so eben das Leben gerettet hatte, mit jener erzwungenen Ruhe, welche noch einen heftigern Haß als den Zorn bezeichnet, und sprach:

„Triumphiren Sie nicht zu früh über Ihren Sieg! Sie sind Ihrem Nebenbuhler entgangen, aber nicht mir! Stirbt Miran, so werde ich Sie über die ganze Erde verfolgen; Sie haben mein Blut in Galle verwandelt und mein Herz mit Bitterkeit erfüllt!“

„Schweige, Mann!“ rief Martin mit entrüstetem Ton; „es wundert mich, daß Deine Worte Dir nicht die böse Zunge verbrannt haben! Aber Du bist immer ein boshaftes und rachsüchtiges Thier gewesen!“

Der Renegat betrachtete seinen Gegenredner mit einer Miene der Ueberraschung und beruhigte sich plötzlich. Er zog offenbar sein Gedächtniß zu Rathe und suchte sich zu besinnen.

„Dummkopf!“ murmelte er.

„Dummkopf!“ wiederholte der Alte zornig; denn dieses Wort hatte die galligte Reizbarkeit seiner mürrischen Gemüthsart geweckt. „Ah! ah! denkst Du, ich kenne Dich nicht? Ich war kein Dummkopf, als ich mich vor fünfundzwanzig Jahren mit Dir schlug und Dich da unten beim Steinbruch am Namensfeste des Squire Harvey zu Boden warf! Hast Du vergessen, daß der Capitän ein eben so großer Schurke ist, wie Du selbst?“

Der Rest von den Erinnerungen des Stallknechts verlor sich in einem undeutlichen Gemurmel. Der Wagen hatte sich entfernt, und wenn er auch seine Zunge nicht zurückhalten konnte, so gelang es

ihm wenigstens, die Offenbarung nutzlos zu machen; denn er sprach so leise, daß Niemand ihn verstehen konnte.

Martin hatte offenbar einen seiner Anfälle von Jähzorn. Während er mit großen Schritten über die Gemeindewiese ging, schlug er mit seiner Reitpeitsche die Spitzen des Stechginsters und der verkrüppelten Stauden ab, die er unterwegs traf, und entwickelte dabei ein Feuer, welches zeigte, wie sehr es ihm Bedürfniß war, seine Laune an irgend wem oder was auszulassen.

Walter Mowbray und Henry erinnerten sich beide der Erklärung des Alten an dem Tage, da sie dem Khan in der Kirche begegnet waren, daß, wenn der Fremde Englisch verstände, er darauf wetten würde, seinen Namen angeben zu können. Sie waren überzeugt, er hatte dessen Namen entdeckt. Bei diesem Gedanken wurde das Herz unseres Helden lebhaft bewegt. Er wußte, diese geheimnißvolle Person konnte nicht der seit langer Zeit verstorbene Richard Musgrove sein. Ueberdieß erklärten Alle, welche ihn gekannt hatten, der Sohn des alten Hausmeisters von Carrow wäre blond gewesen: der Renegat war braun, wie er selbst. Dieß brachte im Verein mit der Erklärung jenes Mannes, der ihm das Leben gerettet zu haben behauptete, obgleich er das Wann und Womit nicht begreifen konnte, Henry dazu, eine andere Frage an sich zu stellen.

„War der Khan sein Vater?"

Je mehr er nachdachte, desto mehr prägte sich

dieser Gedanke seinem Geist ein. Er wurde beinahe zu einer Ueberzeugung.

„Martin! Martin!“ rief Walter dem Stallknecht zu, der fortwährend alles Pfriemenkraut und Staudengewächs, das er erreichen konnte, unbarmherzig angriff.

Der Alte hielt an und fuhr mit der Hand nach seinem Hute.

Der, welcher mit ihm redete, war ein Mowbray, und sein Zorn war nicht im Stande, ihn das vergessen zu lassen; denn bei allen seinen Excentricitäten hatte er der Familie aus Ergebenheit, nicht um des Gewinns willen gedient.

„Ihr habt eine Entdeckung gemacht?“ sprach Walter, sobald er ihn eingeholt hatte.

„Hum!“ brummte Martin.

„Offenbar hat der Khan Euch erkannt!“

„Wie wissen Sie das? Vielleicht weil er mich einen Dummkopf genannt hat?“ Und Martin begann zu pfeifen, als ob die Erinnerung an dieses Wort ihm äußerst angenehm wäre.

„Nein,“ erwiderte Walter Mowbray, über sein Ungestüm lächelnd, „aber ich sah es an seiner Verwirrung, als Ihr auf einen gewissen Vorfall, der sich zwischen Euch zugetragen, anspieltet. Außerdem weiß ich, daß Ihr einer der vorsichtigen Leute seid, welche zweimal überlegen, ehe sie sprechen.“

„Das will ich gerade auch jetzt thun, Sir,“ antwortete der Alte mit einem erstickten Lachen. „Ich bin ein zu alter Fuchs, um mich fangen zu lassen, Mr. Walter, wäre auch die Falle ganz mit

Honig bedeckt! Ich habe den Geschmack an Süßem verloren . . . . . Man wird mich nicht fangen!“

Mit diesen Worten setzte er sich beharrlich wieder in Marsch, nachdem er die Hand an seinen Hut gelegt hatte, um den Neffen seines Gebieters zu begrüßen; denn er beobachtete in allen Stücken den Respect, den er allen Denjenigen, die auch nur entfernt zu der Familie Mowbray gehörten, schuldig zu sein glaubte.

Unser Held bemerkte während dieser Unterhaltung, daß Martin sorgfältig seinem Blick auswich, und dieß bestärkte ihn noch in dem Verdacht, daß der Khan sein Vater wäre; ein Punkt, den er aufzuklären den Entschluß faßte, denn der Zweifel war ihm höchst peinlich.

Die beiden Freunde kamen überein, Walter Mowbray sollte sich sogleich nach der Abtei begeben, um Ellen und ihren Oheim von dem Resultat der Begegnung in Kenntniß zu setzen. Sie wollten dem Mädchen eine plötzliche Ueberraschung ersparen, denn sie wußten, daß ein Uebermaß der Freude zuweilen eben so gut tödtet, als ein Uebermaß des Schmerzes.

Sobald sie über das Portierhäuschen und den Umkreis des Parks hinaus waren, trennten sie sich. Walter wandte sich dem Hause zu; sein Freund folgte dem Stallknecht nach den Ställen.

„Martin! Martin!“ rief er im Augenblick, da der Alte die Thüre seiner Lieblingsstätte öffnete, „ein Wort, nur ein einziges!“

Aber als er auf der Schwelle ankam, schloß sich die Thüre geräuschvoll und er schob den Riegel

vor. Offenbar wollte Martin weder auf seine Fragen antworten, noch in seinem Nachdenken sich unterbrechen lassen.

„Was für ein boshafter, alter Hexenmeister!“ rief Joe Beans, der Henry begleitet hatte. „Ich wüßte wohl, ihn herauszubringen!“

Sein junger Herr schüttelte den Kopf; er kannte besser als Joe die Gemüthsart des Stallknechts.

„Ja, ich werde ihn herausbringen,“ fuhr der Bauer fort; „es kann nicht schwerer sein, als einen Dachs aus seinem Bau zu ziehen!“ Und er begann, mit Hand und Fuß an die Thüre zu schlagen.

„Es ist vergeblich!“ sprach Henry mit einem Seufzer. „Ist er entschlossen, zu schweigen, so hilft es nichts, ihn zum Reden bringen zu wollen! Ueberdieß habe ich Dich um einen Dienst zu bitten.“

„Wirklich! Was ist es, Master Harry? .... Gott! wie ist mir das Herz erfreut, Dich gesund und wohl außerhalb der Griffe aller jener schönen Herren zu sehen, die sich nicht mehr Bedenken machen, einen Menschen zu tödten, als ich, ein Kaninchen zu schießen! Es freut mich sehr, daß Du Den dort getroffen hast!“

Der geforderte Dienst bestand darin, daß Joe Beans sogleich nach dem Pachthof zurückkehre, um Matthäus Ashton und seiner Frau zu sagen, ihr Neffe sei nicht verwundet.

Henry wußte, wie sehr das Gerücht von seinem Duell ihre Zärtlichkeit beunruhigen würde.

Joe ging auf der Stelle ab; denn er empfand plötzlich das Verlangen, der Erste zu sein, nicht allein die Nachricht von der Rettung seines jungen Herrn zu überbringen, sondern auch den andern Dienstboten zu erzählen, wie Henry im Duell jenen großen, indischen Herrn verwundet hatte, wie man Miran-Hafaz in der Gegend nannte. Er fühlte, daß es hier etwas für das Dorf gab, um darauf stolz zu sein. In seiner naiven Einbildung war es eine Ehre, die auf ganz Carrow fiel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Arme, gebrochene Blume!“ sprach der Baronet, sich über den gefühllosen Körper Ellens beugend, welche im Augenblick, da ihr Geliebter abging, von Schrecken und Schmerz ohnmächtig in den schweren, am Fenster stehenden Lehnsessel gesunken war. „Der Kummer ist gleich einem verderblichen Rost auf die Federkraft Deines Lebens gefallen und hat die zarten Blüthen, welche so schöne Hoffnung gaben, zum Welken gebracht! Das ist mein Schicksal!“ setzte er bitter hinzu; „das ist der Fluch meines Lebens. Kaum schlingt sich eine süße Zuneigung um mein Herz, so kommt das Unheil eiligst nach.“

„Henry! Henry!“ flüsterte das zum Gefühl seines Unglücks gekommene Mädchen. „Schone ihn, Miran! schone ihn, der armen Ellen zu lieb!“

Der flehende Ton, womit diese Worte ausgesprochen wurden, hätte vielleicht den Würgengel in seinem Flug aufgehalten, der seine Sendung des Todes und Verderbens zu erfüllen kam. Er war gleich dem letzten Seufzer eines Herzens in der Todesqual, ein stöhnender Anruf der Barmherzigkeit, ein auf den Lippen ersterbendes Gebet. Hätte Derjenige, an welchen sie gerichtet waren, sie hören können, vielleicht würden sie sogar seinen unbeugsamen Entschluß geändert haben. Aber diese Worte schlugen nur an die Ohren des Einsiedlers, der sich stark versucht fühlte, nach dem Ort der Begegnung zu eilen, um den Kampf zu verhindern.

Doch die Ueberlegung hielt ihn zurück; Etwas flüsterte ihm zu, es würde vergeblich sein. Mit welchem Recht konnte er hoffen, unser Held würde sich einer Demüthigung unterwerfen, welche ihm selbst die Verachtung seiner Freunde eingetragen hätte; er würde die Spöttereien der Welt ertragen; er würde es annehmen, aus der Gesellschaft verbannt zu werden, deren Schwelle sein Fuß kaum überschritten hatte. Trotz all' seiner Lectüre war er nur ein Halbphilosoph. Die Vernunft zeigte ihm die Wahrheit an, aber er hatte nicht den moralischen Muth, ihr zu folgen.

Er bewahrte noch die Vorurtheile seiner Caste und fühlte, wenn sein Schützling das Duell abgelehnt hätte, würde eine ewige Scheidewand sich zwischen ihm und Ellen aufgethürmt haben.

Gleichwohl war der Kampf heftig.

„Man ermordet ihn!“ rief Ellen, plötzlich von ihrem Sitz aufspringend und ihre Arme um den Hals des Baronets werfend. „Onkel! Onkel! werden Sie ihn nicht retten? Er wird auf Sie hören, denn er liebt Sie wie einen Vater, er verehrt und achtet Sie. Sie sind zu gut, um ihn aufopfern zu sehen!“ setzte sie mit zunehmender Heftigkeit hinzu, denn jeder Augenblick Verzugs schien ihrem verzweifelten Herzen eine Ewigkeit.

„Er kann unversehrt davon kommen,“ sagte der Einsiedler, um sie zu beschwichtigen.

„Unmöglich! unmöglich!“ erwiderte das Mädchen schluchzend und in ihren Sessel zurücksinkend. „Miran hat niemals sein Ziel verfehlt. Ich habe ihn den Adler im Fluge treffen sehen. Mein Gott! mein Gott! Mein Herz wird brechen! Wir werden zusammen sterben!“

Sir William wandte alle Mittel an, welche ihm die Liebe und die zärtlichste Sympathie eingeben konnten, um ihren Schmerz zu beruhigen. Alles war vergeblich; sie blieb sitzen, die Augen zu Boden geschlagen. Das Blut hatte ihre Wangen verlassen; die Zeit schien ihr ohne Zukunft; Alles war Vernichtung für sie.

Eine außerordentliche Stille herrschte in der Abtei; man hörte keinen Schritt. Die Diener vermieden, ahnend, was geschehen sei, sich jenem Gemach zu nähern. Der Schmerz ihres Herrn und seiner Nichte war ihnen zu heilig, als daß sie ihn zu stören wagten. Mit Ausnahme der Aya beteten Alle für Henry Ashton, den Liebling des Hauses.

Was Zara betraf, so glänzten ihre Augen vor Freude, so sicher war sie des Triumphs ihres Pfleglings. Sie haßte den Bauernlümmel, wie sie verächtlich unsern Helden nannte; denn sie betrachtete ihn als das einzige Hinderniß der Heirath Ellens mit Miran und folglich ihrer Rückkehr nach Indien; sie haßte ihn doppelt, seitdem er ihren Abgott gedemüthigt hatte.

Ellen und der Einsiedler blieben gegen zwei Stunden schweigend neben einander sitzen; die Angst des Mädchens war zu lebhaft, um auf Worte zu hören, und der Baronet las auf ihren Wangen von tödtlicher Bläße und in der Starrheit ihres Blicks, daß jeder Trostversuch ein Hohn sein würde. Das Einzige, was auf ihren zitternden Lippen wieder ein Lächeln hervorrufen und das Blut zu ihrem Herzen zurückführen konnte, war die Rückkehr ihres Geliebten, gesund und wohlbehalten von der Begegnung mit seinem Nebenbuhler, Etwas, das er als verzweifelt betrachtete, nachdem die arme Ellen ihn von Mirans Geschicklichkeit in Handhabung der Feuerwaffen unterrichtet hatte.

Endlich ließ sich ein leichter Schritt auf der großen Treppe hören. Ellen sprang plötzlich auf; das Geräusch hatte die Federkraft ihres Lebens in Bewegung gesetzt. Sie horchte keuchend vor Hoffnung und Schrecken; sie horchte mit dem Herzen, wie eine Frau thut, wenn sie die Rückkehr Dessen erwartet, den sie liebt.

Der Schritt kam näher ... er hatte den Corridor erreicht.

„Er ist es nicht!“ sagte sie.

„Es ist Walters Schritt!“ rief der Baronet; „ein leichter und sorgloser Schritt. Das ist nicht der Gang eines Freundes, der die Aufgabe hat, Kunde von Tod und Vernichtung zu bringen. Muth! Es ist Hoffnung vorhanden!“

Eine Hand griff an die Thüre; die Augen der Waise waren daran geheftet. Welche Ewigkeit schien ihr der Augenblick, welcher deren Oeffnung voranging! Walter trat endlich in das Zimmer, mit lächelndem Gesicht, die Hand ausgestreckt, um die erste zu fassen, die sich ihr entgegenstrecken würde. Das war genug. Ellen brauchte keine Worte, um der Rettung ihres Geliebten gewiß zu sein. Einen Freudenschrei ausstoßend, gleich dem Vogel, der eben den Windungen der Schlange entschlüpft ist, stürzte sie auf ihren Cousin zu, der sie in seine Arme auffing.

„Gerettet! Ellen, gerettet .... und nicht die geringste Wunde!“ flüsterte er, indem er ihre Wange küßte, die von den unter ihren halb geschlossenen Augenlidern hervordringenden Thränen feucht waren.

Der Baronet drückte herzlich die Hand seines Neffen. Nie war ihm ein Bote so willkommen gewesen. Es lag in der edelmüthigen Freundschaft Walters für Henry, in der gänzlichen Abwesenheit jeder egoistischen und eifersüchtigen Rücksicht Etwas, was das Herz von Sir William Mowbray zu seinen Gunsten bewegte.

„Wenn das Schicksal mir das Glück versagt, meinen Sohn zu umarmen,“ dachte er, „so werde ich wenigstens einen meines Namens würdigen Erben haben.“

Beim Eintritt in das Haus begegnete Henry Ashton der Aya, welche bei seinem Anblick wie vom Blitz getroffen wurde. Der Ausdruck der Ueberraschung in ihren schwarzbraunen Zügen machte allmälig dem der Verachtung Platz. Die Möglichkeit, daß er als Sieger aus dem Kampfe mit seinem Nebenbuhler hervorgegangen, kam ihr gar nicht in den Sinn. Es war eine Albernheit; Mirans Hand hatte ihr Ziel nie verfehlt.

„Er ist geflohen!“ sprach sie, als sie den ungeduldigen, jungen Mann die Treppe hinaufsteigen sah, um zu Ellen zu gelangen; „er ist geflohen wie ein Hund vor meinem edeln Kinde! Sie kann ihn jetzt nur verachten!“ rief sie; „denn sie ist so stolz als schön! Ich kenne ihr Herz; sie wird niemals lieben, was sie nicht achten kann. Sie wird ihn wie einen Hund aus ihrem Angesicht jagen, und müßte sie vor Schmerz darüber sterben!“

Voll von dieser Ueberzeugung, begab sie sich in das Zimmer der Haushälterin, wo Nichols, der Beschließer, Mrs. Jarmy und einer oder zwei andere Diener den Gegenstand besprachen.

Wir werden die Wiedervereinigung der beiden Liebenden mit Stillschweigen übergehen. Es ist eine jener Scenen, welche das Herz sich vorzustellen, aber die Feder nicht zu beschreiben vermag. Die, welche das geöffnete Grab zwischen sich und dem Gegenstand ihrer theuersten Zuneigung gesehen, die, welche die Rückkehr von Jemand, dessen Tod sie beweinten, begrüßt haben, können sich Ellens tiefe und stille Freude ausmalen. Wie die bewegten

Wellen sich ebnen, wenn das Wehen des Sturms, der sie emportrieb, sich gelegt hat, so beruhigte sich allmälig die Aufregung der Waise. Es war vielleicht gut, daß diese plötzliche Rückkehr des Glücks nach einer übermäßigen Betrübniß durch das Bedauern gemildert wurde, welches ihr Mirans Verwundung einflößte. Er war der Genosse ihrer Kindheit gewesen, und sie hatte noch für ihn die zärtliche und treue Freundschaft einer Schwester. Das größte Unglück ihres Lebens schien ihr, daß die Liebe des jungen Indiers keine brüderliche Liebe war.

„Jetzt lassen Sie mich, Henry!“ fuhr sie fort, nachdem sie sich Alles gesagt hatten, was ihre jungen Herzen sich anzuvertrauen hatten. „Auch Andere, welche nicht in der Abtei sind, haben Ansprüche auf Ihre Zuneigung, Ihr guter alter Oheim und seine Frau! Es ist Zeit,“ setzte sie erröthend hinzu, „daß ich Diejenigen kennen lerne, welche sich Ihnen seit Ihrer Kindheit als so aufrichtige Freunde gezeigt haben. Die Seelenangst, welche ich ausgestanden habe, läßt mich begreifen, was sie leiden müssen. Man darf nicht länger säumen, sie zu beruhigen!“

Wiewohl der Liebende die Kraft dieses Raisonnements zugab, verfloß noch einige Zeit, ehe er sich entschließen konnte, sie zu verlassen. Nie war ihm Ellen so schön, so gut, so sanft vorgekommen, wie in diesem Augenblick, wo sie sich mitten in ihrem eigenen Glück die Angst der Pächtersleute zurückrief und ihn drängte, derselben ein Ende zu machen. Der glückliche Jüngling konnte überdieß seine Zögerung entschuldigen; er wußte, daß der treue Joe sie

bereits von dem Ausgang des Duells unterrichtet hatte.

„Adieu!“ sagte er endlich, zum dritten Mal aufstehend, um sich zu entfernen. „Nach einer solchen Prüfung scheint mir die Trennung schwerer als je; aber ich trage Dein Bild in meinem Herzen, das muß mich trösten!“

Henry nahm Abschied von Sir William und begab sich mit Walter, der ihn begleiten wollte, nach der Farm.

Bei der Ankunft daselbst fanden die beiden Freunde die Pächtersleute in die tiefste Bestürzung versenkt. Allerdings wußten sie, daß ihr Adoptivsohn gesund und wohlbehalten war, Joe hatte es ihnen hundertmal wiederholt; aber es klebte Blut an seinen Händen, und für ihre einfache, durch keine Sophismen verkehrte Vernunft war es beinahe ein Mord. Alle die schönen Unterscheidungen, welche die Welt lehrt, vermochten sie nicht zu begreifen. Es bedurfte aller Erklärungen, welche Walter zu Gunsten seines Freundes gab, um Matthäus Ashton etwas heller in dieser Affaire sehen zu lassen. Viel leichter war es, seine Frau für sich zu gewinnen. Sobald sie ihren Liebling erblickte, schloß sie denselben in ihre Arme und verzieh ihm, ehe er sie darum gebeten hatte.

„Ich zweifle nicht, daß Sie Recht haben,“ sprach der würdige Farmer, „obgleich ich mir nicht erklären kann wie. Ich bin vielleicht zu einfältig dazu. Ich weiß, daß mein Kopf außerordentlich dick ist; aber mein Herz ist wenigstens gut, denke ich.“

„Kopf und Herz sind gut, lieber Oheim!“ rief sein Neffe, ihn bei der Hand fassend. „Meine Ver-

nunft mißbilligt wie die Ihrige die mörderische Scene, bei der ich eine Rolle gespielt habe; aber ich bin dazu gezwungen worden. Ich wurde gehöhnt, mit Füßen getreten, beschimpft von dem Sohne des Mannes, der Ihrer Freigebigkeit Alles verdankte, von dem Sohn Richard Musgrove's."

„Dem Sohne Richard Musgrove's?" wiederholte der Pächter mit mehr Bitterkeit, als man je an ihm wahrgenommen. „Hat er Dich beschimpft? Dann ist er ein Hund und Undankbarer, denn ich bin gut gegen jenen Mann gewesen. Gib mir Deine Hand, Harry! Wer hätte das ertragen können? Gib mir Deine Hand . . . . ich verzeihe Dir!"

„Und dann," setzte Walter Mowbray hinzu, während der Oheim und Neffe sich die Hand drückten, „hätte dieser Miran-Hafaz Henry das Leben genommen."

„Wirklich!" rief Matthäus Ashton. „Dann freut es mich sehr. Der liebe Gott verzeihe mir! Wir sind sündhafte Creaturen; der liebe Gott verzeihe mir! Ich bin beinahe so unvernünftig," setzte er, seinem Neffen einen schelmischen Blick zuwerfend, hinzu, „als ob ich bei dem Herrn Pfarrer das Griechische hätte lernen wollen!"

Da der würdige Farmer nie auf die Studien seines Neffen bei dem Doctor Orme anspielte, als wenn er guter Laune war, so fühlte unser Held sich eine Last vom Herzen fallen. Er wußte, daß der Friede mit ihm geschlossen war. Und er wünschte so sehr, die Unruhe, die er verursacht hatte, zu sühnen, daß er es ablehnte, mit Walter nach der

Abtei zurückzukehren, so sehr es ihn auch darnach verlangte.

„Du siehst, Matthäus," flüsterte die Frau lächelnd, als der junge Squire sie verließ, um ganz allein zurückzukehren, „daß Harry uns, Alles recht betrachtet, lieber hat. Ich sagte immer, er hat das Herz am rechten Ort."

„Daran zweifelte ich nie" erwiderte ihr Gatte, „wiewohl er Griechisch gelernt hat!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen wurden Matthäus Ashton und seine Frau durch den Besuch der Nichte ihres Herrn überrascht, die, begleitet von ihrem Cousin und Henry, in einem offenen Wagen, den Sir William für sie eben von London hatte kommen lassen, auf dem Pachthofe erschien. Der Alte empfing sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe; dieser Besuch schmeichelte eben so wenig seiner Eitelkeit, als er ihn außer Fassung brachte. Er nahm Ellen herzlich auf, sowohl um ihrer selbst willen, als aus Achtung für die Familie, deren Hintersassen seine Vorfahren seit so vielen Generationen gewesen. Der Name Ashton war wirklich der älteste, der in den Grundzins-Büchern des reichen Baronets sich verzeichnet fand.

Nicht so verhielt es sich mit seiner Frau, die ihre Empfindungen mehr herausließ. Aber so entzückt sie auch von dem Besuch der jungen Erbin war, bedauerte sie doch, nicht vorher davon in Kenntniß gesetzt worden zu sein, um ein Feuer im Salon anzumachen, den silbernen Topf anstatt des schrecklichen braunen, den ihr Gatte beharrlich beibehielt, auf den Tisch stellen und ihren bescheidenen Rock von hausgesponnener Leinwand mit dem geblümten Brokat, der nur bei feierlichen Gelegenheiten figurirte, vertauschen zu können.

Aber Ellens einfache Manieren ließen die Tante ihres Geliebten sich bald wieder behaglich fühlen, und ehe das Mädchen sich wieder entfernte, gab sie derselben Veranlassung, an ganz andere Dinge, als an den silbernen Topf und an das Brokatkleid zu denken.

„Liebe Tante," sagte ihr Neffe, „Ellen .... ich will sagen, Miß de Vere möchte gerne Ihre Milchwirthschaft sehen."

„Nennen Sie mich Ellen, Henry," erwiderte das Fräulein, indem es lächelnd aufstand, um der guten Frau zu folgen, welcher dieses Verlangen schmeichelte. „Sie wissen, daß ich mich weder von meinem Onkel, noch von Ihnen, noch von Walter anders nennen lasse."

Die alten Eheleute wechselten einen Blick. Die Stirne des Farmers verdüsterte sich; er konnte nicht begreifen, warum eine solche Vertraulichkeit zwischen seinem Neffen und der Nichte von Sir William Mowbray bestand. Das Gesicht seiner Frau dagegen strahlte

vor Lächeln. In ihren Augen war ihr Harry, wie sie denselben gern nannte, der Liebe aller Frauen würdig.

Ellen besuchte nicht allein die Milchwirthschaft, sondern auch den Geflügelhof. Sie kostete selbst den im Hause gemachten Wein und ertheilte demselben ihr Lob. Nie war Mrs. Ashton so erfreut gewesen.

„Sie müssen mich in der Abtei besuchen," sagte Ellen, dem Farmer und seiner Frau die Hand drückend, die ihr bis an die Thüre des kleinen Gärtchens vor dem Hause folgten, wo der Wagen wartete. „Es wird meinen Onkel gewiß sehr freuen, Sie zu sehen."

Matthäus Ashton begnügte sich, seine Verbeugung zu machen; seine Frau murmelte einige Worte, die von dem Rasseln der Räder erstickt wurden.

Einige Minuten lang blieben die beiden Eheleute vor der Thüre stehen, der glänzenden Equipage, die sich rasch entfernte, nachschauend. Der Farmer konnte sich diese Scene, das vertrauliche, selbst zärtliche Benehmen des vornehmen Fräuleins nicht erklären. Seine Frau begriff mit dem Instinct ihres Geschlechts die Sache zuerst.

„Matthäus," rief sie, „wenn das so kommen sollte!"

„Wenn was so kommen sollte?" fragte ihr Mann, welcher beinahe fürchtete, seine Antwort möchte den Verdacht bestärken, welcher sich in seinem Geist zu bilden anfing.

„Du weißt wohl, was ich sagen will."

„Wirklich?"

„Spricht nicht das ganze Dorf von der Gunst, welche Sir William Henry bezeugt? Geht er nicht

alle Tage mit seiner Nichte spazieren? Hat sie ihn nicht Henry genannt, und er sie Ellen? Glänzten seine Augen nicht, wenn sie mit ihm sprach, und senkten sich die des Mädchens nicht sittsam zu Boden?"

„Frau," sagte der Alte kopfschüttelnd, „ich schäme mich Deiner! Dächte ich, Henry wäre närrisch genug, ich .... aber nein, nein. Die Einbildung der Weiber sieht überall Liebe und andere ähnliche Narrheiten."

„Narrheiten! Ich sehe nicht, welche Narrheit es sein kann, unsern Harry zu lieben; er ist eben so schön als gut."

„Aber ich sehe es, ich. Mit Miß de Vere würde das Alles übel ablaufen. Was würde ihr Onkel sagen? Vermuthete ich wirklich Etwas der Art, ich ginge zu Sir William und sagte ihm, was ich davon denke."

„Du wolltest doch nicht das Glück des Jungen ruiniren?"

„Ich würde mich bestreben, ihn als ehrlichen Mann zu erhalten."

„Du würdest ihm das Herz zerreißen und ihn dazu treiben, nach Indien zu gehen!"

„Das wäre besser, als .... Aber Du bist nur eine alte Närrin mit allen Deinen Mährchen, und ich bin eben so närrisch, auf Dich zu hören. Das sind sicherlich lauter Kindereien .... wiewohl es vielleicht klug wäre, denselben ein Ende zu machen."

Mit diesen Worten nahm der ehrliche Farmer seine Hacke auf die Schulter und ging auf das Feld, wo gewisse Arbeiten seine Sorge erforderten. Seine Frau schaute ihm noch einige Zeit nach, bis er hinter

der Reihe abgeköpfter Weiden verschwand, welche den Weg von der Farm begrenzten.

„Er pfeift nicht," sagte sie; „er hat eine Idee im Kopf; es würde mich durchaus nicht überraschen, wenn er noch dem armen Jungen sein Glück verdärbe! Daß ich nicht schweigen konnte! Denn wenn Matthäus Recht zu haben glaubt, so gibt es kein Mittel, ihn von seiner Meinung abzubringen; er ist so eigensinnig, wie Harry selbst!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Noch am Abend desselben Tages, wo der Besuch unseres Helden in Gesellschaft von Ellen und Walter Matthäus Ashton so sehr beunruhigt und die ehrgeizigen Hoffnungen seiner guten Frau für ihren Adoptivsohn so sehr erregt hatten, bat Sir William Mowbray Henry, ihm in seine Bibliothek zu folgen. Der Baronet hatte eine günstige Antwort von seinem alten Freunde, dem Minister, erhalten, den er für seinen Schützling um die Stelle eines Gesandtschafts-Attaché's an einem der Höfe Italiens gebeten hatte.

Er wünschte aus mehreren Gründen, ihn bald England verlassen zu sehen; denn Alles, was er über den Character von Miran-Hafaz vernommen

hatte, gab ihm die Versicherung, daß der Streit zwischen den beiden jungen Leuten nicht bei dem Duell stehen bleiben würde. Henry hatte dem Stolz des Indiers einen fürchterlichen Schlag versetzt; er hatte seine Eifersucht und Rachbegierde im heftigsten Grad erregt; er hatte ihn in Gegenwart der Person, welche er liebte, gedemüthigt; er hatte ihn einer unbarmherzigen Lächerlichkeit oder, was noch schlimmer ist, den geheimen Spöttereien seiner Freunde ausgesetzt.

Es war unmöglich, daß Miran ihm verzieh.

Der Einsiedler wünschte diese Abreise auch noch Ellens wegen; nicht als ob seine Absichten den Liebenden gegenüber sich im Mindesten geändert hätten, im Gegentheil, die hohen Eigenschaften, welche Henry täglich in seinem Benehmen entwickelte, bestärkten ihn in seinem Vorsatz; aber die Leiden, welche seine Nichte aus Veranlassung des Duells erduldet hatte, bewiesen ihm, daß ihre Liebe eine jener tief gewurzelten Leidenschaften wäre, welche mit dem Herzen so stark verwachsen, daß sie mit dem Leben Eins sind. Auch war er nicht mehr ohne Hoffnung, die beharrliche Energie seines Lieblings könnte endlich zur Entdeckung irgend einer Spur von seinem schon so lang verlorenen Sohne führen.

Sobald sie in dem Gemach saßen, wo der unglückliche Gebieter von Carrow so viele bittere Stunden zugebracht hatte, zog Sir William aus einem Packet Briefen den seines Freundes, Lord Melville, hervor und reichte ihn dem jungen Mann. Während dieser las, prüfte er dessen Gesicht mit einem besondern Ausdruck der Theilnahme, nicht als zweifelte

er an seinem guten Willen und seiner Hingebung an das Werk, das er sich auferlegt hatte; sondern er bildete sich zuweilen ein, etwas längst Vertrautes in seinen Zügen zu finden. Es war eine jener unbestimmten Erinnerungen, welche das Gedächtniß in Stunden träumerischer Einsamkeit hervorruft, eben so schwer festzuhalten, wie ein Sonnenstrahl, eben so traurig, wie der Schatten des Grabes, worin die Hoffnungen des Lebens begraben sind.

„Sie sehen, Henry," sprach der Baronet, „daß ich weder Ihre Interessen, noch mein Versprechen vergessen habe. Es ist gut, daß Sie aus den Träumereien der Jugend hinauskommen, um sich mit den Wirklichkeiten des Lebens zu beschäftigen. Der, welcher eine Laufbahn zu vollenden hat, muß sich bei Zeiten aufmachen, wenn er das Ziel mit Ehren erreichen will. Es ist selten, daß das Glück dem Träumer oder Nachzügler lächelt! . . . . Die Ernennung, die ich für Sie am Hofe von Neapel erhalten habe, wird Ihnen keinen Gehalt abwerfen; ich hätte selbst für meinen ältesten Freund nicht um eine Gunst gebeten, die von einem gewissen Einkommen begleitet gewesen wäre. Aber sie wird Ihnen den Vortheil eines diplomatischen Rangs gewähren und zu einer Empfehlung auf Ihren Reisen dienen, während sie Ihnen zugleich die Freiheit läßt, Ihre Nachforschungen zur Wiederauffindung meines Sohnes zu betreiben."

„Und ich werde ihn wiederfinden, Sir William!" rief der junge Mann mit jener ruhigen Zuversicht, welche ein Zeichen der Ueberzeugung ist. „Die Dankbarkeit scheitert selten in der Aufgabe, „welche sie

sich auferlegt; denn sie ist der edelste Trieb der Seele, edler selbst als die Liebe, weil sie freier von Leidenschaft ist .... Die Hoffnung, einen Schmerz vom Herzen von Ellens Oheim, meinem edlen Wohlthäter, hinwegzunehmen, würde mir in Ermangelung anderer Beweggründe Muth und Ausdauer einflößen. Wenn mein Eifer sich abkühlen, wenn die getäuschte Erwartung eines Tags meine Energie lähmen sollte, würde ich mir nur die Freude Ihrer Wiedervereinigung vorzustellen haben, das Glück, Ihrer Liebe den Sohn, den Sie beweinen, zurückzuführen, einen Sohn, sicher seines Vaters würdig, um mich nach jedem Fehlschlagen mit Riesenkraft wieder aufzurichten. Gott, der mir diesen Gedanken eingegeben, wird mein Unternehmen mit Erfolg krönen."

Ein- oder zweimal fuhr der Einsiedler mit seiner abgemagerten Hand über die Stirne. Die Scene, welche Henry's Worte eben hervorriefen, hatte sich manchmal in seinen Stunden einsamer Traurigkeit ihm vorgestellt. Oft hatte er seine Hoffnung für Thorheit erklärt; diese Hoffnung durch einen Andern erneuert zu hören, schlug ihn beinahe nieder.

„Führe ihn auf mein Grab, Henry," sagte er, „und aus dem Sarge heraus werde ich Dich segnen! Male ihm meine Leiden und meine Liebe; sage ihm, mit welcher väterlichen Zärtlichkeit mein Herz nach ihm seufzte, und wie meine Gedanken bis in meine Träume ihm galten!"

„Sir William ... theurer Sir William!" fiel Henry Ashton ein, „reden Sie nicht vom Sterben!"

„Ich habe eine Ahnung, welche mir sagt, daß wir uns nicht mehr sehen werden, aber fürchten Sie

nichts, ich werde weder die billigen Rechte meines Sohnes, noch Ihr Glück vergessen. Ich erwarte meinen Notar in drei Tagen, um mein Testament vorzubereiten. Aus der Tiefe des Grabes werde ich über die, welche ich liebe, wachen!"

„Aber warum diese Ahnung? . . . . Leben Sie, wenn nicht für sich, wenigstens für diejenigen, welche Ihnen Liebe und Ehre bezeugen, für die Armen, welchen Sie Unterstützung gewähren. Leben Sie für die Liebe Ihres Sohnes, um ihm den väterlichen Segen zu geben, um seine Kinder Ihnen auf die Kniee klettern zu sehen, um deren Stimmen zärtlich Ihren Namen stammeln zu hören, um deren Schritte zur Tugend zu leiten und Ihre eigene Jugend in der von jenen erneuert zu erblicken."

Der Einsiedler schüttelte traurig den Kopf.

„Träume, Henry, lauter Träume! Sprechen wir nicht mehr davon! Kommen wir vielmehr auf Ihre Angelegenheiten zurück. In drei Tagen müssen Sie England verlassen."

„Schon?" erwiderte sein Schützling. „Verzeihung! aber in diesem Augenblick dachte ich an Ellen, und nicht an meinen Wohlthäter: Das Herz ist immer ein wenig egoistisch."

„Mein Neffe wird Sie begleiten. Ich habe eine Ungerechtigkeit gegenüber (von) ihm gut zu machen; er ist des Namens und Vermögens würdig, deren Erbe er wahrscheinlich eines Tages wird," sagte Sir William seufzend. „Es ist Zeit, daß er die Welt sieht, daß er unter Menschen kommt, anstatt seine Energie und seine Jugend in dem eiteln Cirkel der Mode zu verlieren, wo die Herzen über-

tünchte Gräber sind, wo die Menschheit eine Maske trägt, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß Ihr Freunde seid; sein edles, hochherziges Benehmen gegenüber (von) Ihnen hat mich zuerst zu ihm hingezogen."

Der Baronet hörte lächelnd das warme Lob an, welches Henry dessen Neffen ertheilte. Wie die meisten jungen Leute seines Alters, deren Herz die Gesellschaft nicht verdorben hat, war Henry ein Enthusiast in der Freundschaft, wie in der Liebe.

Sir William theilte hierauf unserem Helden mit, daß er auf seinen und seines Neffen Namen eine beträchtliche Summe angewiesen habe.

„Bedienen Sie sich derselben," setzte er hinzu, „wie meiner Freundschaft; ich begehre von Ihnen nichts weiter."

„Nicht mehr als drei Tage!" murmelte der Liebende, als er nach seiner Unterredung mit Sir William die Bibliothek verließ; „nicht mehr als drei Tage, um mich von Ellen zu trennen, meinen Freunden Lebewohl zu sagen, und wo möglich zu entdecken, wer die geheimnißvolle Person ist, die man Khan nennt, und welcher Art das Band (wenn ein solches vorhanden), das zwischen ihm und mir besteht!"

Während er über den Hof schritt, um sich Ellen und ihrem Cousin anzuschließen, welche sich am Ufer des Sees befanden, begegnete er dem alten Martin. Seit dem Tage, da Henry der Waise das Leben gerettet hatte, war er in der Gunst des alten Stallknechtes immer höher gestiegen, dessen Parteilichkeit sich jedoch, mochte es sich um Menschen oder Pferde

handeln, selten durch Worte verrieth; er war damit im Gegentheil ausnehmend karg.

„Martin," sagte der junge Mann, „es verlangte mich, Euch zu sehen."

Ein kurzes, mißvergnügtes Hum! war die einzige Antwort auf diese Worte.

„Ich bin überzeugt," fuhr Henry fort, „daß Ihr den Namen der geheimnißvollen Person, die uns in der Kirche begegnete, entdeckt habt."

Der Alte schaute, ehe er eine Antwort gab, seinen Gegenredner einige Augenblicke unter seinen buschigen Augenbrauen hervor an.

„Und angenommen, es wäre so, Master Harry," antwortete er endlich, „was folgt daraus?"

„Ihr wollt es gewiß nicht für Euch allein behalten?"

„Ich habe viele Dinge geheim gehalten, von denen man mich nicht unterrichtet dachte. Das ist ein kluges und vorsichtiges Verfahren, welches dem Unheil vorbeugt."

„Welches Unheil könnte denn der Entdeckung meines Vaters entspringen?"

Die Miene des Erstaunens, womit der Stallknecht unsern Helden betrachtete, war so natürlich oder so gut erheuchelt, daß Henry für den Augenblick wenigstens nicht zweifelte, sein Verdacht wäre schlecht begründet.

„Ihr Vater!" wiederholte der Alte mit ersticktem Lachen, „ha, ha, ha! wer hat Ihnen diese Idee in den Kopf gesetzt, Master Harry! Nein! nein! So schlecht er auch sein mag, der Fremde kann Ihr Vater nicht sein, wiewohl ich es anfänglich selbst geglaubt habe!"

„Ihr habt es selbst geglaubt?"

„Ja; aber als ich hörte, wie er Ihr Leben bedrohte, nachdem Sie jenes Bürschchen verwundet hatten, über den die indische Amme Miß Ellens beinahe närrisch ist, habe ich mir gesagt, er ist nicht Ihr Vater; das wäre wider die Natur gewesen. Aber wir werden sehen, wir werden sehen! Seltsame Ereignisse bereiten sich in der alten Behausung der Mowbray vor!"

„Seltsame Ereignisse! Ich verstehe Euch nicht!"

„Hätte ich verstanden zu werden geglaubt, würde ich meine Zunge gehalten haben. Sie vermuthen nicht, daß diese Ereignisse Sie betreffen?"

Henry Ashton schien sehr erstaunt.

„Nein; Sie vermuthen es nicht," fuhr Martin fort; „wie wäre das möglich? Aber ich sage Ihnen, die Ereignisse, von welchen ich rede, werden eintreffen. Schon mehre Nächte nach einander höre ich Seufzer in der alten Abtei, die Pferde sind unruhig im Stall, ganz wie vor dem Tode des Onkels von Sir William. Und das Seltsame daran ist, daß ich bei diesen Ereignissen eine Rolle zu spielen auserlesen bin."

„Ihr, Martin?"

„Lächeln Sie, so viel Sie wollen, Master Harry; aber ich wiederhole es. Warum sollten mich die Mowbray so viele Jahre im Dienst behalten haben, während es doch in der ganzen Umgegend bekannt ist, daß ich einer der eigensinnigsten Murrköpfe in der Grafschaft bin?"

„Noch einmal, ich begreife Euch nicht."

„Ich glaube es wohl; aber ich will mich erklären. Wie nennen Sie diese Pflanze?"

Er deutete auf eine amerikanische Aloë in einer der längs des Wegs, der über den Hof nach der Abtei führte, aufgestellten Vasen.

„Das ist eine Aloë," antwortete unser Held.

„Nun!" fuhr Martin fort, „ich gleiche dieser Pflanze, welche einmal in hundert Jahren blüht und dann abstirbt. Ihre Blätter sind unangenehm und verletzen mit ihren Stacheln die Hand, welche sie berührt. Meine Stacheln liegen in meiner Gemüthsart! Aber wie die Aloë werde ich eine Blume der Dankbarkeit hervorbringen, ehe dieser alte Stock verfault und in Vergessenheit fällt."

„Und was wird diese Blume sein?" fragte unser Held lächelnd und betroffen darüber, daß er eine solche Vergleichung aus dem Munde einer so wenig poetischen Person kommen hörte.

„Ein der edeln Familie, deren Brod ich so lang esse, geleisteter Dienst!" antwortete der Alte. „Ich werde nicht zufrieden sterben, wenn ich nicht Etwas zum Dank für ihre Güte gethan habe."

Kaum war eine Stunde seit der Unterredung von Sir William Mowbray mit seinem Schützling verflossen, als Mrs. Jarmy ihrem Gebieter meldete, daß der Farmer Ashton in die Abtei gekommen sei und ihn zu sprechen wünsche.

„Führen Sie ihn auf der Stelle herein!" erwiderte der Baronet, welcher sich vorstellte, der würdige Mann wolle eine Bitte in Bezug auf die Abtei vorbringen. Es war selten, sehr selten, daß einer seiner Hintersassen eine Audienz von ihm erhalten

konnte, aber Henry's Oheim sollte keine Abweisung erfahren.

Das Benehmen des Alten zeugte von sehr sichtbarer Verlegenheit, als er in die Bibliothek trat, und dieß bestärkte den Einsiedler in seiner Meinung, derselbe wolle um eine Gunst ansuchen. Er irrte sich. Der ehrliche Matthäus hatte einen so unabhängigen Character wie sein Gebieter. Ueberdieß war ihm die Farm unter den billigsten Bedingungen verliehen.

„Setzen Sie sich, Mr. Ashton," sprach Sir William, indem er auf einen Stuhl deutete, „setzen Sie sich. Es ist lang her, sehr lang, daß wir uns nicht gesehen haben!"

„Es ist so lang her," erwiderte der Farmer, „daß ich hoffte . . . . das heißt dachte, Euer Ehren werden es vergessen haben."

Das Gesicht des Baronets bedeckte sich mit Röthe. Seine Bemerkung war gemacht worden, ohne daß er sich genau eines Datums erinnert hätte. Die Antwort des Farmers rief ihm in's Gedächtniß zurück, daß sie zum letztenmal aus Veranlassung seiner Heirath, wo Matthäus Ashton als der älteste der Hintersassen ihm die Glückwünsche des ganzen Dorfes überbrachte, einige Worte mit einander gewechselt hatten.

„Es ist wahr," murmelte er, „es sind viele, viele Jahre vergangen! Wir haben seitdem zahlreiche Veränderungen erlebt."

„Ich bin gekommen, Sir William," fuhr der Farmer fort, der Tact genug besaß, um keine weitere Anspielung auf diesen Gegenstand zu machen, „ich bin gekommen, Ihnen für Ihre große Güte gegen

meinen armen Jungen, Harry, zu danken. Es ist ein guter Mensch, ein sehr guter Mensch, aber . . . ."

Hier stockte der Alte, wie verlegen, fortzufahren.

„Aber was? Fahren Sie doch fort, Mr. Ashton. Ihr Neffe ist ein junger Mann, gegen den ich nicht nur große Verpflichtungen habe, sondern dem ich auch sehr zugethan bin."

„Eben darin . . . . darin liegt die Gefahr."

„Die Gefahr!"

„Verzeihen Sie mir, ich bitte, Sir William. Sie wissen, wie sehr ich den Namen der Mowbray liebe und ehre, und das mit vollem Recht. Meine Vorfahren haben auf deren Ländereien mehr als zweihundert Jahre lang gelebt, und nie hat die Ernte fehlgeschlagen, nie ist das Vieh von einer Krankheit betroffen worden, ohne daß sie an ihnen gute und mitleidige Herren gefunden hätten."

„Aber das führt Sie doch nicht her?"

„Ich komme darauf, Sir William, ich komme darauf. Nähme ich eine junge, kräftige Pflanze vom Felde, um sie in das Treibhaus von Euer Ehren zu versetzen, was wäre die Folge davon?"

„Sie würde gedeihen, setze ich voraus."

„Ja, ohne Zweifel. Aber wenn ich sie einige Zeit nachher wieder auf das Feld rückversetzte, Sir William? . . . . die Morgenfröste würden ihre Blätter und Blüthen versengen und sie würde absterben."

Bei den letzten Worten dieser Vergleichung zitterte die Stimme des ehrlichen Farmers, denn er dachte an seinen Neffen.

„Ich glaube Sie zu verstehen," sprach der Einsiedler, „aber Ihre Besorgnisse sind nicht gegründet.

Müßte das Interesse, das ich für Henry empfinde, nach einigen Höflichkeiten, nach einigen Einladungen hieher aufhören, so wäre das eine Versetzung der von Ihnen gedachten Art. Aber meine Absichten bleiben dabei nicht stehen; meine Freundschaft hat ihm eine Laufbahn eröffnet, welche ihn, Dank seinen Talenten und seiner Energie, in den Stand setzen wird, die eingenommene Stellung zu behaupten."

Der Farmer schüttelte den Kopf.

„Zweifeln Sie an mir?"

„Ich zweifle nicht an Ihrem Herzen, Sir William," antwortete sein Pächter, „aber an Ihrer Urtheilskraft. Es gibt eine Gefahr, welche Sie trotz all Ihres Wissens nicht vorausgesehen haben."

„Und welches kann sie sein?" fragte der Baronet mit überraschter Miene.

Dieß war der für den würdigen Farmer verfängliche Punkt; er wußte sich kaum auszudrücken, ohne Sir William zu beleidigen. Er vertraute der Redlichkeit seines Herzens und täuschte sich nicht.

„Sie vergessen," sagte er, „daß Harry jung ist. Er hat Griechisch und eine Menge anderer Dinge gelernt, als ob er einer der Ihrigen, ich will sagen, einer Ihres Rangs wäre. Nehmen Sie an, der arme Junge sei in der Abtei einer Person seines Alters begegnet und habe, den Unterschied des Rangs vergessend, auf sie seine Zuneigung geworfen, was würde die Folge davon sein? Täuschung und Unglück; sein Herz würde brechen, das meinige und das meiner alten Frau auch!"

„Und jetzt," sprach Matthäus Ashton bei sich, „habe ich meine Schuldigkeit gethan; ich habe als

ehrlicher Mann gehandelt; wenn Henry mich tadelt, um so schlimmer!"

Sir William betrachtete den Alten mit einem Gefühl der Achtung und des Erstaunens. Ellen hatte ihm von ihrem Besuch auf dem Pachthof und von dem Wohlgefallen des Farmers und seiner Frau erzählt. Er wußte auch, wie sehr er seinen Neffen liebte, und schätzte die Anstrengung, die er es sich hatte kosten lassen, um sich dessen, was er als eine Pflicht betrachtete, zu entledigen.

„Die Frauen meines Hauses," erwiderte der Baronet, der ihn noch weiter auf die Probe stellen wollte, „sind Alle von reifem Alter."

„Großer Gott!" dachte der Farmer, „muß er blind sein!"

„Von dieser Seite," setzte Sir William hinzu, „ist keine Gefahr zu befürchten."

„Von dieser Seite!" wiederholte Matthäus Ashton. „Ich denke nein, Sir William! Harry kann aber noch höher hinauswollen, als zu der Dienerschaft von Carrow. Die Tochter des Anwalts Impey würde, wiewohl sie einen Wagen mit zwei Pferden und einen Kuhknecht in Livree zum Jokei haben, Alles in der Welt darum geben, ihn zu besitzen! Die Gefahr liegt nicht hier!"

„Wo denn?"

„In Ihrer Nichte, Sir William! Bemerken Sie wohl, ich sage nicht, daß sie sich bereits lieben, aber sie könnten sich lieben, denn die Jugend denkt wenig an die Unterscheidungen, welche man mit grauen Haaren macht. Und was würde daraus entspringen? Unglück! Unglück! . . . . Ich habe meine Pflicht

gethan," setzte der Farmer aufstehend hinzu; „ich habe vielleicht das Herz meines armen Jungen gebrochen; aber es war meine Pflicht; es ist Zeit, Sir William, daß Sie sich der Ihrigen erinnern!"

„Ich habe mich deren erinnert, Mr. Ashton!" rief der Baronet, ihm die Hand drückend. „Ich bin nicht so blind, wie Sie sich einbilden; schon längst habe ich die Liebe Ihres Neffen zu meiner Nichte gesehen!"

Matthäus stieß einen Seufzer aus.

„Es ist vorbei," dachte er, „Harry wird mir nie verzeihen!"

„Und die Ellens zu ihm?"

„Er ist närrisch!" murmelte der Pächter, „ganz närrisch."

„Und was noch mehr ist, ich billige ihre Liebe. Wenn irgend Etwas noch die Freude, welche mir der Gedanke an ihre Vereinigung gewährt, erhöhen könnte, so wäre es sicherlich die edle Biederkeit, von der Sie heute einen Beweis abgelegt haben. Das Benehmen Ihres Neffen ist Ihrer würdig; denn er hatte nicht sobald Kenntniß von der Natur seiner Empfindungen gegen meine Nichte, so beeilte er sich, mich davon in Kenntniß zu setzen."

„Wirklich!" rief Matthäus Ashton. „Gott segne ihn dafür! Was für ein alter Thor war ich, zu vermuthen, mein Harry hätte schlecht gehandelt; er würde lieber sterben . . . . Aber vielleicht scherzen Sie mit mir?" setzte er hinzu, seine Blicke auf den Baronet heftend. „Sir William Mowbray, der älteste Name der Grafschaft, seine Nichte dem Enkel eines seiner Pächter zu geben! Unmöglich."

„Warum denn, wenn der Enkel dieses Pächters sich derselben würdig gezeigt hat? Ich wiederhole es, ich habe meine Einwilligung gegeben; aber aus verschiedenen Gründen wünsche ich, daß dieses Verhältniß geheim bleibt, bis Ihr Neffe von seinen Reisen zurück ist."

„Von seinen Reisen!" wiederholte Matthäus Ashton, dessen Geist sich zu verwirren anfing.

„Sie werden also von diesem Gespräch nicht reden . . . ."

„Mit Henry?"

„Ihrem Neffen ein Geheimniß daraus zu machen, ist nicht nöthig, aber sonst sagen Sie Niemand davon, besonders nicht Ihrer Frau."

Der Farmer Ashton überzeugte sich auf der Stelle, daß Sir William Mowbray nicht so närrisch war, als er geglaubt hatte.

Er war mit gepreßtem Herzen nach der Abtei gekommen; er verließ sie erleichterten Herzens, wie wenn man seine Pflicht als ehrlicher Mann erfüllt hat. So wünschte der Alte bei der Rückkehr nach der Farm auf's Lebhafteste seinem Neffen die Hand zu drücken, ihn wegen des Unrechts, das er ihm innerlich angethan, um Verzeihung zu bitten und in Ellens Gesellschaft zu sehen.

„Er wird nicht stolz sein," sprach er bei sich; „er wird uns oft besuchen, ganz gewiß wird er. Er wird uns nicht weniger lieben, denn er hat das Herz am rechten Flecke. Vielleicht werde ich es noch erleben, seine Kinder auf meinen Knieen tanzen zu lassen, und . . . . Ach! ich bin so glücklich," setzte er, eine Thräne trocknend hinzu, „daß ich fürchte,

es ist Alles nicht wahr! Ich möchte, es würfe mir jetzt Jemand ein Unglück in's Gesicht, nur um mich wieder zur Besinnung zu bringen."

Der ehrliche Farmer dachte bei diesem unüberlegten Wunsche nicht daran, daß er so bald in Erfüllung gehen sollte.

Dreißigstes Kapitel.

Will Sideler, der Kaninchenwärter, saß in seiner Hütte und putzte sorgfältig seine Flinte. Er war ein robuster, kraftvoller Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem sehr entschlossenen Character begabt und von jener düstern Gemüthsart, welche oft Jahre lang über ihren Planen brütet, ehe dieselben in Vollzug gesetzt werden. Er hatte dem Baronet seine Entlassung von der Stelle eines Wildhüters noch nicht verziehen, wiewohl durch die eines Kaninchenwärters seiner Rachsucht gewisse Grenzen gesteckt worden waren.

Er fühlte, daß die Ereignisse die Ausführung seiner Racheplane nahe rücken. Er hatte noch keine deutliche Vorstellung von der Art, wie diese Rache in Erfüllung gehen sollte; aber er sah sie in der Ferne gleich einem Gestirn von schlimmer Vorbedeutung heranziehen. Während er seine Flinte putzte,

zeigte sich in seinem Benehmen eine gewisse Lebhaftigkeit und Genugthuung, welche der Widerschein seiner schwarzen, schlimmen Gedanken waren.

Ein Schlag an die Thüre der Hütte bewirkte, daß er zusammenfuhr; er hob erstaunt den Kopf, denn er empfing nur wenig Besuche.

Man klopfte zum zweiten Mal.

„Herein!“ rief er ungeduldig.

Die Klinke hob sich, und Mr. Johnstone, der Oberaufseher des Herrschafthauses, erschien. Will Sideler wußte, daß der Alte nicht sein Freund war; seine wilde, ungesellige Gemüthsart hatte ihm deren nur sehr wenige gelassen. Er empfing ihn also mit einem drohenden Stirnrunzeln. Obgleich der Besucher keine positive Gefahr von der Gewaltthätigkeit des Kaninchenwärters besorgte, hatte er doch die Vorsicht gebraucht, sich, da sein Auftrag unangenehmer Art war, von zwei Unterhütern begleiten zu lassen. Mr. Johnstone war ein kluger Mann.

„Ich komme, Will, auf Befehl von Sir William Mowbray,“ sprach er, sich auf eine grobe Bank von Eichenholz, welche das vornehmste Möbel des Gemachs war, setzend.

„Und was will der Narr von mir?“ fragte der Räuber übellaunig. „Bildet er sich ein, seine flüchtige Frau sei hier verborgen, oder etwa sein verlorner Erbe? . . . . Er wird sicher lang suchen dürfen,“ setzte er mit boshaftem Lächeln hinzu, „ehe er sie findet.“

„Ich bin zu glauben geneigt, Will,“ sprach der Oberaufseher ruhig, „daß Euer Gewissen Euch sagen könnte, warum ich geschickt bin.“

Der Kaninchenwärter begann zu pfeifen.

„Um Euch nämlich," fuhr der Oberaufseher fort, doppelt gereizt durch dieses Benehmen und die grobe Anspielung auf das Unglück des Baronets, „um Euch zu sagen, daß Ihr nicht mehr Kaninchenwärter seid."

Die erste Bewegung Will Sidelers war, von dem Tisch, an welchem er saß, aufzuspringen und den Kolben der Waffe, welche er in der Hand hielt, über sein Haupt zu erheben. Mr. Johnstone wich zurück, indem er sich insgeheim wegen der von ihm angewendeten Vorsicht Glück wünschte. Aber die Gefahr, wenn eine solche vorhanden war, dauerte nur einen Augenblick; denn mit einer heftigen Anstrengung bemeisterte Will seine Wuth und antwortete nur mit einem bittern Lachen.

„Ich bin nicht mehr Kaninchenwärter!" wiederholte er; „gut! ich denke mir, daß es auch sonst für einen starken Arm und ein zur Arbeit fertiges Herz Brod zu finden gibt. Sir William ist Gebieter des Herrenhauses; der Grund und Boden gehört ihm; die Bäume und die Kaninchen auch . . . . sogar die Sclaven, welche den Boden bebauen," setzte er mit einem Blick der Verachtung hinzu; „es gilt kein Widerspruch gegen seinen Willen, selbst wenn er mich zum Hungertod brächte."

„An ihm liegt die Schuld nicht."

„Nein, gewiß nicht."

„Auch nicht an mir."

„An Ihnen!" rief der Räuber, „o nein! Sie sind immer mein Freund gewesen; Sie haben niemals vergessen, ein gutes Wort zu meinen Gunsten

einzulegen, wenn Andere gegen mich Klage führten. Ich weiß genau, was ich Ihnen schuldig bin. Ich bin ein ehrlicher Mann, Mr. Johnstone, und eines Tags werde ich meine Schuld bezahlen."

„Nun, nun, Will," sagte einer der Schützen, ein lebhafter und kräftiger Bursche, „so spricht man nicht. Wenn man Eure finstern Blicke sieht und Eure groben Worte hört, könnte man sich einbilden, Ihr wollt einen Mord begehen."

Bei dem Worte Mord wurde Sideler, der ganz roth vor Zorn war, äußerst blaß und schien einen Augenblick gegen die brennenden Leidenschaften seiner Natur zu ringen.

„Es ist hart," sprach er endlich mit ruhigerer Stimme, „es ist hart in meinem Alter, in die Welt hinausgeworfen zu werden, um dort sein Brod zu verdienen."

„Das ist wahr," erwiderte der Schütze, der allmälig mit seinem Schmerz Mitleid fühlte, „das ist wahr, aber daran ist nicht Mr. Johnstone schuld."

Will antwortete nur mit einem ungläubigen Lächeln.

„Er hat es nur seiner eigenen Unklugheit zuzuschreiben," sprach der Oberaufseher. „Wenn er die Hütte des Kaninchenwärters zu einem Stelldichein für diejenigen machen will, welche gegen das Glück der Familie des Baronets Complotte schmieden, gegen seine Wünsche . . . ."

„Wie wissen Sie das?" fragte Sideler, ihn mit argwöhnischer Miene betrachtend. „Unnütze Frage! Sie haben an der Thüre gehorcht, ohne Zweifel? .... Ich hätte Sie nur dort treffen mögen!"

Dießmal täuschte sich Will in seiner Voraussetzung. Durch den alten Martin, welcher selbst die Sache von Joe Beans erfahren hatte, war Sir William davon in Kenntniß gesetzt worden.

Von dem Augenblick an, da der Oberaufseher ihm den Grund seiner Entlassung mittheilte, äußerte Sideler weder Vorwurf noch Drohung mehr. Nur sah man an seinen Mundwinkeln, daß er sich anstrengte, ein Lächeln zu ersticken, und Mr. Johnstone bedauerte, ohne recht zu wissen, warum, daß er ihm diese Nachweisung gegeben hatte.

„Und wann muß ich von hier fort?" nahm Will wieder das Wort. „Aber wozu noch fragen? Ich vermuthe, man treibt mich aus meiner Hütte, wie einen wilden Fuchs aus seinem Bau; sonst wäre die Hälfte des Vergnügens verloren. Wohlan, ich bin bereit!"

„Nein, Ihr könnt noch einen oder zwei Tage bleiben; Sir William will Euch nicht so plötzlich Eure Zufluchtsstätte rauben."

Will lächelte bitter.

„Eine oder zwei Stunden werden hinreichend sein," brummte er; „ich will der Nachsicht von Ihrem Herrn oder von Ihnen nicht die Gastfreundschaft einer Nacht zu danken haben. Die Armen haben selten viel mitzunehmen, wenn man sie aus ihrer Wohnung verjagt."

Bei dieser Anspielung auf seine Armuth lächelten die Schützen; sie wußten, da sie die sparsame Lebensweise des Kaninchenwärters von langen Jahren her kannten, daß Will sich warm gebettet haben mußte.

„Ich werde Ihnen diesen Abend, wenn ich durch das Dorf komme, den Schlüssel einhändigen. Sie fürchten doch nicht, daß ich die alten Mauern mitnehme?"

„Gewiß nicht, Will," erwiderte der Oberaufseher, „und um Euch zu beweisen, daß nur Euer Betragen Sir William gezwungen hat, also gegen Euch zu handeln, hat er mir aufgetragen, Euch einen Jahreslohn auszuzahlen, wenn Ihr die Schlüssel übergebt."

„Und wer ist mein Nachfolger?"

Johnstone schüttelte den Kopf. Er wußte es nicht, oder wollte es ihm nicht sagen.

Der ungelegene Besuch war kaum verschwunden, als der Ex-Kaninchenwärter von seinem Sitz aufsprang und die Thüre der Hütte innerlich verbarrikadirte. Als er allein war, ließ er dem lang zurückgehaltenen Gift in seinem Herzen freien Lauf und gab seine Wuth in schrecklichen Verwünschungen gegen seinen Herrn kund. Tyrann und Narr, das waren die mildesten Beiworte, die er ihm gab.

Als die längeren Schatten auf dem Fußboden die Stunde des Sonnenuntergangs ankündigten, begann er die Vorkehrungen zu seinem Abgang zu treffen. Seine erste Sorge war, einige nothwendige Gegenstände in eine Waidtasche zu packen, die er von der Wand herunterriß. Darauf zündete er eine Lampe an und schloß, wiewohl es noch Tag war, sorgfältig die Läden.

Ueberzeugt, daß kein indiscreter Blick sein Thun beobachten konnte, brachte Will Sideler, nachdem er einige Zeit in einer Ecke herumgesucht hatte, ein Hebeeisen hervor und begann damit die Steinplatte

zu lüpfen, welche den Herd der Hütte bildete. So stark er war, bedurfte es doch wiederholter Anstrengungen, ehe es ihm gelang. Sie fiel endlich schwer nach der andern Seite um, in ihrem Fall die wenigen Holzstück, die noch im Kamin brannten, verlöschend.

„Erloschen!“ rief er mit einer Stimme voll Traurigkeit, „erloschen! Gott weiß, wann mein häuslicher Herd von Neuem sich entzünden wird. Wäre Sir William nicht gewesen, hätte ich vielleicht eine fröhliche Wohnung, eine Frau, die mich liebte, Kinder, mir auf die Kniee zu klettern und den Vaternamen zu geben! . . . . Bah!“ setzte er mit einem spöttischen Gelächter hinzu, „was der alte Wolf hier schwatzt! Hätte ich sie gehabt, sie würden mich nie geliebt haben! nie, nie! Ich bin geboren, allein zu leben und zu sterben!“

In der Bitterleit seiner Vereinzelung vergaß der Unglückliche, daß er sie vornehmlich seinem schlechten Thun zu danken hatte.

Er begann zu pfeifen, als wollte er jede Ueberlegung verbannen, kniete neben dem eben geöffneten Versteck nieder, und zog einen Beutel von ungegerbtem Hirschleder, voll Geld, und ein Packet Briefe hervor. Als er dieses Packet ergriff, fiel ein zusammengefaltetes Stückchen Papier heraus. Er hob es auf, fand aber darin nichts als eine Haarlocke. Es war viele Jahre her, daß er sie nicht gesehen hatte, und sie führte seinem Gedächtniß die vergangene Zeit und die Empfindungen eines weniger verderbten Herzens zurück.

„Armes Mädchen!“ sprach er seufzend, „armes

Mädchen! Recht betrachtet, war es vielleicht ein Glück für Dich. Wie ein Riese ein Schneeglöckchen zerdrückt, das er pflücken will, hätte mein eiserner Character Dich zerdrückt!"

Nach diesen Worten steckte er das Briefpacket und die Ersparnisse seines einsiedlerischen Lebens tief in die Waidtasche und verließ diese Orte, jedoch nicht, ohne den Jahresgehalt, von dem der Oberaufseher gesprochen hatte, einzuziehen.

Es ist jetzt Zeit, daß wir zu dem Verwundeten von Bungalore-Hall zurückkehren.

Durch den Blutverlust war das Fieber und die Wirkung des berauschenden Tranks, den der Khan Miran-Hafaz gereicht hatte, zerstört worden, und am zweiten Tage erklärten ihn die Aerzte außer unmittelbarer Gefahr. Die Leiden seines Körpers waren nichts im Vergleich mit denen seines stolzen Geistes. Hier fühlte er sich am tiefsten verwundet, und er krümmte sich auf seinem Lager, wie eine zertretene Schlange, die kein Unheil mehr anrichten kann. Tausendmal verwünschte er seine Hand, die zum ersten Mal ihr Ziel verfehlt hatte; und der Triumph seines Nebenbuhlers folterte ihn.

Der Khan verließ ihn nicht, aber wiewohl Miran seine Dienste annahm, bestand sichtbar ein Gefühl des Zwangs zwischen ihnen. Der Indier hegte eine unbestimmte Idee, daß der Alte ihm einen treulosen Streich gespielt hatte. Wenn er ernstlich darüber nachdachte, verwarf er diese Idee als unwahrscheinlich, um nicht zu sagen, unmöglich; aber sie stellte sich immer wieder ein.

Als der Khan sich entfernte, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, war die erste Person, auf welche er stieß, Will Sideler, der ihm Mittheilung machte, warum er entlassen worden war.

Der Renegat übergab ihm eine Börse, da er wohl wußte, daß er nur den Absichten seines Herrn zuvorkam.

„Und wie geht es ihm?“ fragte der Räuber, das Gold einsteckend.

„Besser, viel besser.“

„Wüßte er Alles, was ich ihm sagen könnte, vielleicht würde er sich sogleich gut befinden.“

„Und was habt Ihr ihm zu sagen?“

„Das ist mein Geheimniß. Verschaffen Sie mir nur eine Unterredung mit ihm, und wenn ich ihm zu Nichts gut bin, so trauen Sie niemals mehr Will Sideler.“

Der Khan zögerte ein wenig; er sah, daß es gleich gefährlich war, es abzuschlagen als zuzustimmen; denn war der nichtswürdige Bursche entschlossen, sich eine Unterredung mit Miran zu verschaffen, so konnte er sie wohl verzögern, aber nie absolut verhindern.

„Was fürchten Sie?“ fragte der Schurke, ihn argwöhnisch beobachtend. „Sie verstehen mich jetzt: Sie sprechen mit mir in gutem Englisch, und ich habe sagen hören, als Ihr junger Herr verwundet wurde, haben Sie plötzlich die englische Sprache in Ihrem Munde wieder gefunden, während Sie in der Nacht zuvor nur in Ihrem fremden Kauderwälsch sich ausdrücken konnten. Hum!“ murmelte er, „viel-

leicht finde ich den Schlüssel zu Ihrem Geheimniß! Ich argwohne Vieles, woran man sonst nicht denkt."

„Wirklich! In diesem Fall werdet Ihr gut daran thun, Euren Argwohn für Euch zu behalten."

„Warum?"

„Weil es Leute in der Welt gibt, die sich eben so wenig ein Gewissen daraus machen würden, Euch aus ihrem Wege zu räumen, als ich mir mache, die Schlange zu zertreten, die ich auf meinem Wege treffe."

„Sie sind selbst einer von diesen Menschen, vermuthe ich?"

„Nun, ja!" . . . .

„Und wie würdest Du das anstellen?" fragte der Räuber mit grimmiger Miene. „Es scheint mir, ich habe einen ebenso starken Arm wie Du, ein ebenso rasches Auge und eine ebenso feste Hand . . . . willst Du es versuchen?"

„Ich würde weder Hand noch Arm rühren, um Dich zu zertreten," antwortete der Renegat mit Verachtung. „Ich würde mich ganz einfach zu der nächsten Obrigkeit begeben und vor ihr erklären, daß er vor fünfundzwanzig Jahren am Ufer des Stroms unweit der Carrow-Spitze in einer mondhellen Nacht in Gesellschaft eines thörichten Mädchens gesehen wurde, welches ihn liebte, welches sich ihm anvertraut hatte . . . . und welches betrogen wurde."

„Dämon!" murmelte der Räuber.

„Und daß er allein von da zurückkehrte! Ich würde noch sagen, man solle in den Ruinen der alten Capelle nachforschen und . . . ."

„Schweige!" rief der Elende, indem er auf die

Kniee fiel, erschreckt durch diese plötzliche Enthüllung, „schweige, und ich will Deine Befehle vollziehen, welcher Art sie auch sein mögen .... Ich sehe," setzte er, ihn mit einem Blick der Angst und Betäubung anschauend, hinzu, „daß ich in die Hände des bösen Geistes gefallen bin! Er hat mich Jahre lang in der einsamen Hütte des Thales besessen .... und jetzt nimmt er mich wieder in Anspruch."

„Das ist sehr möglich!"

„Aber ich muß Ueberzeugung haben! Es darf mir kein Zweifel bleiben. Und müßten die Ohren mir bei diesem Laut zerreißen, ich fordere Dich auf, nenne mir den Namen von ...."

„Mary Franklin!"

„Das ist der Teufel;" rief Will, mit einem Satz aufspringend; „das ist der Teufel! Am Ende bin ich in seiner Gewalt!"

„Durch Deinen eigenen Schrecken, Dummkopf! Ich bin ein Sterblicher wie Du!"

Der Elende streckte, zu Boden geworfen, die Hand aus, um den Renegaten anzurühren, als wollte er sich dieser Thatsache versichern.

„Wahr! wahr!" rief er.

„Jetzt folge mir in's Haus, weil Du es also verlangst. Will Miran-Hafaz Dich sehen, so werde ich Dich in sein Zimmer führen; wo nicht, so wirst Du auf der Stelle abziehen."

„Ausgemacht! Sie werden mich nicht verrathen?"

„Wahnsinniger! Wäre dieß meine Absicht, denkst Du, ich hätte Dich davon in Kenntniß gesetzt? Nein; mein Schritt ist geräuschlos, wie der Schritt der

Gerechtigkeit. Wie ihre Hand, ist meine Hand von Eisen, und meine Schläge sind tödtlich!“

Ohne abzuwarten, ob der Ex-Kaninchenwärter ihm folge, kehrte er um und schritt Bungalore-Hall zu.

Einunddreißigstes Kapitel.

Als der Khan nach seinem Gespräch mit dem Kaninchenwärter in das Zimmer von Miran-Hafaz zurückkehrte, setzte er seinen Zögling von dem Zusammentreffen mit Will Sideler im Park von Bungalore-Hall, von der Entlassung des Elenden durch Sir William Mowbray, und von dessen Verlangen, ihn zu sehen, in Kenntniß.

„Führen Sie ihn auf der Stelle herein!“ rief Miran eifrig, „und sagen Sie Oberst Mowbray, ich wünsche ihn zu sehen.“

Der Ton, in welchem dieser Befehl gegeben wurde, duldete keine Einwendung. Der Khan entfernte sich mit unzufriedener Miene, denn er sah voraus, daß diese Unterredung verderbliche Folgen haben würde. Er wußte, daß, wenn auch sein Zögling unfähig war, erläßliche Verbrechen zu begehen, ihn Leidenschaft, Eifersucht, verwundeter Stolz zu großen Frevelthaten verleiten könnten. Er war einer

von jenen ungestümen Characteren, welche sich zuweilen mit gesenktem Haupte in einen Vulkan stürzen, aber nie in eine gemeine Schlinge fallen.

„So geht es immer," sprach er; „kaum ist die Rache in ein Herz eingedrungen, so bringt der böse Geist, der sie einflößt, das Werkzeug in den Bereich, welches zu deren Befriedigung dient!"

Einige Augenblicke nachher kehrte der Khan mit Will Sideler zurück. Die Empfindungen des Erstaunens und Schreckens, welche durch die Insinuationen des Renegaten erregt worden waren, machten einem sehr sichtbaren Ausdruck der Schlauheit und Genugthuung im Gesichte des Kaninchenwärters Platz, als er sich dem jungen Indier gegenüber sah, dessen Freigebigkeit er schon mehr als einmal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Er betrachtete ihn, wie der Abenteurer eine zu seinen Füßen befindliche Goldmine betrachtet.

„Nun!" sprach Miran, „bringt Ihr mir Nachrichten von Zara?"

Der Khan war überrascht; er wußte nicht, daß der Kaninchenwärter schon so weit im Vertrauen seines Herrn war.

Derjenige, an welchen diese Frage gerichtet war, warf zuerst einen verstohlenen Blick auf den Verwundeten, dann auf den Khan. Der Erstere begriff, daß er allein mit ihm zu sein wünschte.

„Suchen Sie mir den Oberst," sagte er, „und wenn er da ist, so bleiben Sie im Vorzimmer am Ende des Corridors, um jede ungelegene Unterbrechung zu verhüten."

Der Khan lächelte bitter beim Hinausgehen aus

dem Zimmer; er fühlte, daß der junge Mann, den er seit dessen Kindheit wie einen Sohn geliebt und gehütet hatte, kein Vertrauen mehr zu ihm hegte. Es war sehr unklug von Miran, der den Character seines Mentors kannte, die letzten Bande, die ihn mit ihm vereinigten, zu zerreißen.

„Jetzt," sprach er, „Eure Botschaft?"

Sideler zog ein mit sehr gedrängten orientalischen Schriftzeichen bedecktes Papier heraus. Es war die Hand der Aya. Mirans Augen schleuderden Blitze, als er diese Zeilen durchlief, und er krümmte sich auf seinem Lager wie ein verwundeter Panther.

„Wann habt Ihr das erhalten?" fragte er mit verbissenen Zähnen.

„Etwa eine Stunde, ehe der Oberaufseher mich aus meiner Hütte jagte. Ich habe meinen Platz, meine Wohnung und Alles verloren, dafür, daß ich Ihnen und Oberst Mowbray diente."

„Ich werde für Euch eine Beschäftigung finden. Ich würde nicht zugeben, daß es einem Hunde, der mir einmal die Hand geleckt hat, an Nahrung mangelte, noch viel weniger einem Menschen, der mir einen Dienst geleistet hat."

Will Sideler lächelte; er argwohnte bereits die Natur der Beschäftigung, von der es sich für ihn handelte, und sein Herz freute sich, denn er versprach sich, die stärkste seiner Leidenschaften, die Rache zu befriedigen.

In diesem Augenblick trat Oberst Mowbray ein; sein Gesicht zeugte von einiger Verwirrung, als er dem Blick des Kaninchenwärters begegnete.

„Ihr hier?“ sprach er.

„Wo wollen Sie, daß ich sein soll?“ erwiderte der Räuber mit wilder Miene. „Ich bin aus meiner Wohnung durch den Narren, Ihren Bruder, verbannt worden; ich bin wie ein alter, unnützer Hund vor die Thüre gesetzt worden; und das Alles Ihretwegen.“

„Habt Ihr verrathen? . . . .“

„Nicht ein Wort, nicht eine Sylbe,“ fiel Will ein, eher zur Antwort auf die Besorgnisse, als die Worte des Obersts; „man könnte mir eher alle Glieder ausreißen, als daß man aus mir Etwas herausbringt. Denen, welche mich mit ihrem Vertrauen beehren, bin ich treu wie Stahl.“

Mit einer von dem Zorn mehr beschleunigten als aufgehaltenen Geläufigkeit theilte Miran seinem Verbündeten mit, Sir William Mowbray habe nicht allein in die künftige Verbindung seiner Nichte mit ihrem gemeinen Liebhaber gewilligt, sondern diesem auch durch seinen Credit bei dem Minister die Stelle eines Gesandtschafts-Attaché's am Hofe von Neapel verschafft; er habe einen Notar aus der Stadt kommen lassen, um sein Testament abzufassen, und in drei Tagen sollten Henry Ashton und Walter gemeinschaftlich ihre Reise antreten.

„Das Letztere wußte ich bereits,“ erwiderte der Oberst. „Mein Bruder hat mir heute selbst seine Absicht zu wissen gethan.“

„Und Sie haben Ihre Zustimmung gegeben?“

„Was konnte ich machen? Ich hänge gänzlich von Sir William ab. Was die Abreise der jungen Leute betrifft, so bin ich eher darüber erfreut, als

geärgert; das läßt uns jede Freiheit des Handelns ... Ihre Nachrichten kommen von der Aya, vermuthe ich!"

Der Indier reichte ihm das Papier, welches Will ihm von Zara überbracht hatte.

„Können Sie ihr trauen?"

„Ich würde ihr mein Leben anvertrauen. Ihre Aufopferung für mein Glück und meine Interessen ist unbegrenzt. Sie hat ihren Kopf darauf gesetzt, mich als Ellens Gatten zu sehen, und würde dem Tode Trotz bieten, um den Vollzug dieser Verbindung herbeizuführen."

„Sie sind glücklich, in diesem Augenblick eine solche Verbündete in der Abtei zu haben!"

„Warum?"

„Sie kann Ihnen sagen, wenn das Testament gemacht ist, und uns von der Stunde benachrichtigen, da der Notar von Carrow abreist."

Einige Minuten schauten Miran und der Oberst sich schweigend an; sie bedurften keiner Worte, um sich zu verstehen.

„Welchen Vortheil könnte es gewähren, sich in den Besitz dieses Testamentes zu setzen?" fragte Miran mit leiser Stimme.

„Einen unendlichen Vortheil. Sind die Projecte eines Feindes einmal bekannt, so sind sie zur Hälfte vernichtet. Sir William kann im Fall des Todes seine Nichte unter den Schutz des Kanzlers stellen, oder seine förmliche Zustimmung zu ihrer Heirath mit Henry Ashton geben. Im einen wie im andern Fall müssen Sie jeder Hoffnung auf deren Besitz entsagen!"

„Entsagen! Niemals! Niemals! Wäre ich in einen Kerker gesteckt, im Centrum der Erde begraben, diese Hoffnung würde mich noch aufrecht erhalten; hätte ich an den äußersten Grenzen der Schöpfung Schiffbruch gelitten, sie würde mir zum Polarstern dienen, meine Schritte zu leiten. Ich bin bereit, allen Bedenklichkeiten zu trotzen, allen Gefahren die Stirne zu bieten. Die menschlichen Gesetze können einen Mann nicht erschrecken, welcher der Gesetze Gottes lacht! . . . Was ist zuerst zu thun?"

„Sich in den Besitz des Testaments zu setzen," sprach der Versucher. „Ist diese Urkunde in unsern Händen, so wäre ich, im Fall mein Bruder sterben sollte (nicht als ob ich ein solches Unglück voraussähe) Ellens Vormund, mit dem absoluten Recht, über sie und ihre Hand zu verfügen . . . Aber das ist," setzte er mit einem Ton affectirter Gleichgültigkeit hinzu, „nichts als eitles Geschwätz. Sir William wird ohne Zweifel lang genug leben, um seinen jungen Günstling zurückkehren zu sehen, sobald sein Credit ihm einen Rang verschafft hat, der ihm gestattet, auf die Hand der Tochter des Generals de Vere Anspruch zu machen."

Tropfen kalten Schweißes perlten auf Mirans Stirne, während er wechselsweise auf den Oberst und Will Sideler schaute, der, am Ende des Gemachs auf einer Beuge Kissen sitzend, ihm aufmerksam in's Auge blickte. Oberst Mowbray schien ihm der große Versucher des Menschengeschlechts, und der Kaninchenwärter, der böse Geist, beauftragt, seine gottlosen Eingebungen in Vollzug zu setzen.

„Verlassen Sie uns," sagte er mit erzwungener Ruhe; „ich muß mich mit diesem Mann allein besprechen; die Worte, die ich ihm zu sagen habe, dulden keinen Zeugen."

„Keine Entschuldigungen, mein lieber junger Freund," erwiderte der Oberst; „ich begehre keineswegs, mich in Ihr Vertrauen zu drängen. Das ist ein Mann, auf dessen Treue, möchte ich sagen, man zählen kann. Ich kenne ihn als ebenso discret wie entschlossen."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, eine Lieblings-Arie der letzten Oper trillernd.

Miran und der Ex-Kaninchenwärter besprachen sich lang mit leiser Stimme. Die Physiognomie des jungen Indiers hätte einem Maler oder Bildhauer zum Modell für einen Satan zur Stunde des Falles dienen können: Verzweiflung und schlechte Leidenschaften, welche das Herz zerfleischen, rangen in ihm gegen die noch widerstehende, aber schon halb besiegte Tugend. Will Sidelers Züge dagegen verriethen nichts als eine brutale Freude bei der Vorstellung, endlich die Racheplane, über welchen er schon so lang brütete, in Vollzug setzen zu können.

„Ich werde es thun," sprach er, „und öffnete sich das Grab zu meinen Füßen, oder stände der Henker mir zur Seite!"

Miran deutete ihm auf eine wohlgespickte Börse, welche auf dem Tisch lag.

„Nehmt sie," sprach er zu ihm, „als Handgeld auf mein Versprechen."

Der Elende griff gierig nach derselben, wog sie

in seiner Hand, wie um den Inhalt zu schätzen, und ließ sie dann mit einer Miene der Zufriedenheit in seine Waidtasche gleiten.

„Was das Testament betrifft," setzte der junge Indier mit einem Ton des Widerwillens, den er nicht ganz verbergen konnte, hinzu, „so wird Zara Euch von der Stunde und dem Augenblick in Kenntniß setzen."

Sideler nickte vertraulich mit dem Kopf, als wollte er sagen, daß er verstehe.

„Und wegen des Uebrigen . . ."

Die Stimme versagte Miran; er konnte nicht fortfahren.

„Ich werde das Eine wie das Andere finden," sprach der Ex-Kaninchenwärter, indem er fühlte, daß es keine Gelegenheit gab, sich deutlicher auszusprechen.

Will Sideler entfernte sich mit großprahlerischer Miene; er war stolz auf das Vertrauen, das man ihm schenkte, aufgeblasen davon, einen solchen Mitschuldigen zu haben. Aber während er über den marmornen Vorsaal schritt, wurde seine Fröhlichkeit plötzlich sehr abgekühlt. Er begegnete dem Khan, dessen kalter, spöttischer Blick sein Blut zu Eis erstarrte. Etwas im Auge des Mannes flößte ihm Schrecken ein.

„Ich setze voraus," sprach der Renegat, „daß Ihr die Belohnung für Euren Dienst empfangen habt; Miran-Hafaz zahlt freigebig."

„Das ist wahr," murmelte der Ex-Kaninchenwärter.

„Die vergangenen und die künftigen Dienste," setzte der Khan hinzu.

„Vielleicht reden Sie aus Erfahrung?" entgegnete Will mit unverschämter und prahlerischer Miene, denn sein Muth kehrte allmälig zurück.

„Vielleicht!"

„Nun, ich habe keine Lust, mich mit Ihnen zu zanken. Ihr Herr hat mir gesagt, ich sollte Sie auffordern, mich bis zum Ausgang des Parks von Sir Jasper zu begleiten, damit nicht ein Diener bei meinem Anblick sich auf's Fragen lege. Aber ich vermuthe, Sie sind ein zu vornehmer Herr, um einen einfachen und plumpen Mann wie mich zu begleiten."

Diese Worte waren in einem so natürlichen Ton gesprochen, und die Botschaft schien so wahrscheinlich, daß der Khan, ohne nur einen Augenblick zu zögern, ohne im Mindesten irgend eine unheilvolle Absicht von Seiten seines Gegenredners zu argwohnen, sich sogleich seiner Bitte fügte.

„Folge mir durch die Anlagen," sagte er. „Die Glocke zum Diner hat geläutet; wir sind sicher, Niemand vom Hause auf dieser Seite zu begegnen."

Ein Blitz wilder Genugthuung fuhr aus den Augen des Ex-Kaninchenwärters, aber er dauerte nur einen Augenblick.

„Sie scheinen diese Gegend zu kennen?" sprach er, in die Anlagen tretend.

„Ich kenne viele Gegenden und Dinge," antwortete trocken sein Begleiter; „Ihr habt bereits einen Beweis davon!"

Sideler fuhr bei dieser Anspielung auf sein erstes Verbrechen zusammen.

„Wenn Ihr mich ausforschen wollt," fuhr der Khan fort, indem er seinen Schritt beschleunigte, denn er war ungeduldig, der Gesellschaft des Böse-wichts los zu werden; „wenn Ihr mich ausforschen wollt, um den Umfang und die Quelle meines Wissens kennen zu lernen, so seid Ihr im Irrthum. Ich bin keiner von Denen, die Ihr täuschen oder ausholen könnt. Es genügt, daß ich Euer ver-gangenes Leben oder Eure gegenwärtigen Absichten kenne . . ."

„Sie kennen dieselben?"

„Ja; Eure Laufbahn wird endigen, wie sie an-gefangen hat, mit einem Verbrechen!"

Inzwischen hatten sie diejenige Partie des Ge-hölzes erreicht, wo die Bäume am dichtesten wur-den, und der Fußpfad senkte sich zu einer Art ein-samen Thales hinab. Der Ex-Kaninchenwärter warf einen raschen Blick um sich, wie um sich zu versichern, daß Niemand ihn sehe, daß kein Arm sich zwischen ihn und die That, die er vor hatte, werfen könne.

„Ha! Wirklich!" stieß er zwischen den verbissenen Zähnen heraus, indem er zugleich den Renegaten mit einem Knotenstock, den er in der Hand hielt, über das Ohr schlug, „Du sollst wenigstens das Ende davon nicht erleben!"

Der mit großer Kraft geführte Schlag wäre tödtlich gewesen ohne die dichten Falten des Tur-bans seines Opfers, welche die Wirkung schwächten. Doch taumelte der Khan und fiel gegen einen

Baum. Sideler schloß daraus, er wäre völlig betäubt, warf seinen Stock weg und packte den Renegaten an der Gurgel, um den Mord mit Erdroßlung zu vollenden. Seine langen, knochigen Finger umschlossen dessen Hals wie mit einer eisernen Klammer und seine Kniee preßten sich auf dessen Brust, die sich unter dem Druck hob und senkte.

Vergeblich suchte der Renegat sich loszumachen. So gewandt er in seiner Jugend gewesen, waren doch seine Anstrengungen, sich des Angreifers zu entledigen, unnütz; der Mörder hängte sich an ihn mit der Hartnäckigkeit eines Spürhunds und der Wildheit eines Wolfs.

„Wahnsinniger!" flüsterte er seinem Opfer in's Ohr, das er mit einem Ausdruck wilden Triumphs betrachtete; „Du weißt zu viel und zu wenig von Will Sideler. Sein Geheimniß wird bald in Sicherheit sein; die Todten schwatzen nicht, ha! ha! ha!"

Seine schwindenden Kräfte zusammenfassend, machte der Khan einen letzten verzweifelten Versuch, sich der tödtlichen Umschlingung seines Gegners zu entziehen. Einen Augenblick gelang es ihm, den Bösewicht auf den Rücken zu werfen, dann rollten beide, wie zwei Schlangen in einander gewickelt, auf den Rasen. Aber der Ex-Kaninchenwärter drückte fortwährend seinem Opfer die Gurgel zusammen.

„Das ist vergeblich," sagte er, „ich lasse niemals los, was ich einmal halte."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er plötzlich seine Beute fahren ließ und einen tiefen

Seufzer ausstoßend, in das Gras fiel. Der Khan erhob sich mit Anstrengung und zog, indem er mit einem Arm den nächsten Baum faßte, um sich daran zu halten, ein langes, glänzendes Messer aus seinem Gürtel, entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen.

„Fürchten Sie nichts!“ rief eine männliche Stimme neben ihm; „Sie sind in Sicherheit, völlig in Sicherheit. Es ist ein Glück, daß ich zu rechter Zeit gekommen bin.“

Der Renegat fuhr zusammen, als er Henry Ashton zwischen sich und dem Mörder stehen sah, bereit, ihn zu schützen, wenn der Elende, von dem Schlag, den er ihm an den Schlaf versetzt hatte, zu sich gekommen, den Kampf erneuern wollte.

„Sie!“ murmelte er. „Ist es möglich, daß ich Ihnen das Leben verdanke?“

„Und wem,“ erwiderte der junge Mann, „würden Sie den Dienst, den ich Ihnen eben geleistet habe, lieber verdanken? Denn wenn die Eingebungen meines Herzen richtig sind, wenn Umstände und Wahrscheinlichkeiten sich nicht vereinigen, mich zu täuschen, so habe ich nur meine Schuld gegen Sie bezahlt, Leben um Leben gegeben!“

„Wahr!“ sprach der Khan, der in seiner Verwirrung sich einbildete, Henry spiele auf sein Duell mit Miran an; „wahr!“

„Sie gestehen also,“ rief unser Held, seine Hand fassend, „Sie gestehen, daß Sie mein Vater sind?“

Der beinahe convulsivische Schauder, womit der Renegat seine Umarmung aufnahm, zerstreute noch

mehr als dessen Worte die Illusion des jungen Mannes.

„Nein, Henry Ashton," sprach er; „Sie können Gott dafür danken, daß ich nicht Ihr Vater bin. Ich kenne die Umstände, welche Ihre Vermuthung erzeugt haben; aber dieselben haben Sie, glauben Sie mir, irre-geleitet. In dem Augenblick, wo ich Ihrem Muth das Leben verdanke, könnte mein Herz eben so wenig eine Lüge ersinnen, als meine Zunge aussprechen, um Sie zu hintergehen . . . Daß Sie mein Sohn nicht sind!" setzte er mit einer Stimme voll Traurigkeit hinzu, „Gott! wie innig mein Herz Sie lieben würde!"

Henry schaute ihn mit einer Miene an, die noch keine völlige Ueberzeugung verrieth.

„Sie zweifeln noch?" fuhr der Renegat fort. „Bei Gott! Sie versuchen mich beinahe, ein Verbrechen zu begehen, Sie als meinen Sohn zu reclamiren! Ich bin allein in der Welt, ohne ein Band, das mich an das Leben oder an meines Gleichen knüpft. Nach einander sind alle diese Bande zerrissen! Denken Sie, wenn ich ein Recht auf die Zuneigung und Ergebenheit eines Wesens wie Sie hätte, ich würde darauf verzichten? Dieses Recht wäre mein Stolz, mein Glück! . . . Sind Sie überzeugt?"

„Ja," erwiderte unser Held mit einem Ton, worin sich Zufriedenheit und getäuschte Erwartung seltsam mischten; denn er konnte sich nur freuen, einen Vater nicht in dem Unterzeichneten seines Nebenbuhlers, seines grausamsten Feindes zu finden.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Indessen Ihre Aufregung im Augenblick des Duells . . . .“

„Erklärt sich leicht,“ fiel der Khan ein. „Miran-Hafaz war damals die Beute eines heftigen Fieberanfalls; sein eiserner Wille, sein unzähmbarer Stolz hielten ihn allein aufrecht. Hätte ich das Duell bis nach der Krisis verzögert, so lägen Sie jetzt im Grabe. Es ist das erste Mal, daß ich ihn sein Ziel verfehlen sah . . . . Adieu!“ setzte er hastig hinzu! „es ist Zeit, zurückzukehren. Reden Sie mit Niemand von unserer Begegnung, noch von dem mir geleisteten Dienste. Ich habe meine Gründe, Sie darum zu bitten. Dieser Tag hat Ihnen einen Freund mehr, einen Feind weniger gegeben.“

Henry Ashton versprach, nichts zu sagen.

Während dieses Gesprächs war Will Sideler allmälig wieder zu sich gekommen, kriechend wie eine Schlange unter dem Gebüsch hinweggeschlüpft. Einmal außer dem Gesicht, richtete er sich auf und eilte, bittere Verwünschungen murmelnd und schreckliche Racheschwüre gegen den jungen Mann, der seine Mordplane vereitelt hatte, ausstoßend, aus dem Park hinweg. Seltsam! Den Grimm des Khans fürchtete er wenig. Er wußte genug, um überzeugt zu sein, daß er es nicht wäre, der ihn der Gerechtigkeit anzeigen würde.

„Es kam mir deutlich vor, als erkenne ich ihn wieder,“ murmelte er; „jetzt bin ich Dessen gewiß. Wir haben schon früher mit einander gerungen; nur war er damals stärker . . . . Es ist zum Erstaunen, selbst die Todten kehren unter uns zurück.“

Der Frevler begann mit einem Gefühl zunehmender Sicherheit zu pfeifen, indem er seinen Schritt beschleunigte, um das Dorf Carrow zu erreichen, wo er die Nacht zuzubringen rechnete. Er hatte das von unserem Helden gegebene Versprechen des Stillschweigens gehört und glaubte das Geheimniß des Khans zu kennen.

„Der alte Martin hatte Allem nach Recht," sprach unser Held bei sich, indem er sein Pferd bestieg, das er am Parkgitter angebunden hatte; „und ich habe, um einem eiteln Traum nachzugehen, die Stunden verloren, die ich der Liebe und Ellen hätte weihen sollen .... Und doch sind sie nicht verloren," setzte er mit einem Gefühl der Zufriedenheit hinzu, „da sie mir Gelegenheit gegeben haben, das Leben eines Menschen zu retten."

Als der Khan in das Gemach von Miran-Hafaz zurückkehrte, bewahrte sein Gesicht, wiewohl noch blaß, keine Spur mehr von seiner Begegnung mit dem Ex-Kaninchenwärter; er hatte sie vertilgt.

Miran fragte ihn nach der Ursache seiner langen Abwesenheit.

„Ich habe den Mann bis an die Grenze des Parks geführt, wie Sie mir geboten haben."

„Wie ich Ihnen geboten habe," wiederholte der junge Indier erstaunt. „Ich habe nichts dergleichen geboten .... aber ich finde, daß diese Vorsicht der Klugheit nicht ermangelte."

Der Alte schaute ihn aufmerksam an; er hegte einen unbestimmten Verdacht, der sich alsbald zerstreute. Er war nunmehr überzeugt, daß Will Sidelers Besorgnisse allein ihn zu einem Attentat

auf sein Leben getrieben hatten. Es war eine Erleichterung für sein Herz, zu finden, daß der Mann, den er geliebt und dem er so treu gedient hatte, diesem Verbrechen fremd war.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine eisige Traurigkeit bemächtigte sich der armen Ellen, als sie Henry's nahe Abreise erfuhr, eine jener Ahnungen, welche uns zuweilen ein drohendes Unglück ankündigen; doch bestrebte sie sich, dieselbe zu unterdrücken. Sie zweifelte weder an der Treue ihres Geliebten, noch an ihrer eigenen Beständigkeit. Ihr einziger Trost war, daß er auf solche Weise von Miran, dessen rachsüchtige Gemüthsart sie fürchtete, getrennt würde. So groß war die Reinheit ihrer Natur, daß es ihr niemals in den Sinn kam, sie könnte eines Beschützers gegen die hartnäckige Leidenschaft des Genossen ihrer Kindheit bedürfen. Ueberdieß, wenn die Hoffnung, welche ihren Geliebten zur Abreise trieb, sich verwirklichte, welches Glück für ihren guten, milden, edelmüthigen Oheim, wenn jener ihm einen Sohn zurückführte, der seinen Namen und seine Tugenden fortpflanzen konnte.

Auch Walters Abreise, den sie wie eine Schwe-

ster zu lieben gelernt hatte, gab ihr Stoff zur Betrübniß.

„Wie verödet wird die alte Abtei erscheinen," murmelte sie, „wenn sie fort sind!"

Armes Mädchen! sie hatte keine Ahnung von dem schrecklichen Jammer, der eben über die Bewohner von Carrow sich auszugießen im Begriff war! Sie dachte nicht daran, daß der Tod schon um das alte Herrenhaus herumstrich, ungeduldig, ein neues Opfer zu allen denen zu fügen, die er schon hinweggerafft hatte.

Ein oder zwei Mal hatte Mrs. Jarmy erklärt, man höre in der Nacht Seufzer um die alten Thürme; und Dick Martin hielt sich mehr als je in den Ställen eingeschlossen. Das ganze Haus befürchtete irgend Etwas, denn ein unbestimmter Schrecken hatte sich eines Jeden bemächtigt.

Inzwischen irrte die Aya, die seit dem Duell und der Verwundung ihres Pfleglings noch düsterer und trauriger geworden war, fortwährend, ohne daß man darauf achtete, in den langen Corridors und öden Gemächern der Abtei herum.

Unter dem Schleier der Gleichgiltigkeit verbarg die arglistige Frau ein Auge, das auf Alles, was vorging, aufmerksam war, ein Ohr, das jedes Wort, das fiel, auffing.

Am Abend vor der Abreise unseres Helden und Walter Mowbray's nach Italien, langte Sir Williams Notar aus der Stadt an.

Zara lächelte mechanisch, als sie den Mann des Gesetzes und Pergamentes erblickte, denn sie wußte, daß seine Arbeit unnütz wäre.

„Der Narr kann seine Einwilligung geben," murmelte sie, „er kann die Zukunft regeln, soweit das von einer Unterschrift und einem Stück Wachs abhängt; aber ein lebender Wille wird die Vorsichtsmaßregeln des Todten vereiteln!"

Den Tag über blieb der Baronet mit seinem rechtskundigen Rathgeber eingeschlossen, der seine Instructionen bereits erhalten hatte und daher mit dem vollständig abgefaßten Testament ankam. Doctor Orme war eingeladen worden, bei seinem alten Freunde zu speisen, weil er dessen Unterschrift beglaubigen sollte.

Sir William Mowbray und Mr. Elworthy (so hieß der Notar) besprachen nach einander jede einzelne Clausel des Testaments, für welches man die Ansicht der hervorragendsten Rechtsgelehrten eingeholt hatte.

„Es ist nichts klarer," sprach der Notar zu seinem Clienten, „es ist nicht eine dieser Bedingungen, wodurch Ihre Nachfolger nicht gebunden werden, so weit die Gesetze sie zu binden vermögen, und das sind, Sir William, keine Bande, die man so leicht abstreifen kann."

„Haben Sie das Duplicat gemacht?" fragte der Baronet.

Der Rechtsmann bejahte mit dem Bemerken, die Vorsicht wäre unnütz, da noch niemals ein Actenstück aus dem Bureau von Elworthy und Sohn abhanden gekommen.

„Ueberdieß kann man zu größerer Sicherheit, wenn Sie es wünschen, das Testament bei Coutts niederlegen."

Der Baronet schüttelte den Kopf.

„Oder etwa bei der englischen Bank?"

„Ich habe einen sicherern Platz gefunden," erwiderte Sir William. „Ich bin nicht abergläubisch, aber ich kann die Vorahnungen nicht los werden, die mich seit einigen Tagen niederbeugen und mir sagen, daß mir nicht viel Monate, vielleicht nicht viel Wochen mehr zu leben bleiben. Ich habe eine Pflicht gegen die Todten wie gegen die Lebenden zu erfüllen; und ich werde sie nicht versäumen."

„Sir William," sprach der Notar, „in der Ausübung meines Berufs habe ich so oft, besonders unter ähnlichen Umständen, von Vorahnungen dieser Art sprechen hören, daß Sie meine Ungläubigkeit in diesem Punkt entschuldigen werden. Viele Personen haben eine abergläubische Furcht, ihr Testament zu machen, als ob der Vollzug eines gesetzmäßigen und lobenswerthen Actes die Stunde ihres Todes beschleunigen könnte."

„Und Sie haben nie gesehen, daß das Ereigniß die Vorahnung rechtfertigte?"

„Niemals!"

„Das ist doch seltsam! Ich hätte, auf die Wahrscheinlichkeitsberechnung mich stützend, geglaubt, im Laufe Ihrer langen Erfahrung wäre wenigstens eine Voraussagung zur Wirklichkeit geworden."

„Im Gegentheil, ich habe oft bei Personen, die sich im Sterben glaubten, bemerkt, daß eine ihrem Geiste durch Erfüllung einer Pflicht verursachte Erleichterung von den heilsamsten Folgen begleitet war."

Während dieser Unterredung besuchten Henry und Ellen noch einmal die verschiedenen Orte des

Parks, welche die Erinnerung so vieler glücklicher Tage ihnen theuer gemacht hatte. Walter war nach Bungalore-Hall gegangen, um seinem Vater Lebewohl zu sagen.

„Diese Abwesenheit, Ellen," sagte ihr Geliebter, sie gegen den See ziehend, „diese Abwesenheit kann nicht länger als ein Jahr dauern! Einmal in Italien, werde ich meine ganze Energie der Aufgabe widmen, die ich mir auferlegt habe. Mein Herz versichert mich zum Voraus des Erfolgs.... Armer Walter!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Armer Walter!" wiederholte Ellen erstaunt.

„Ja; meine Nachforschungen werden ihn nicht allein eines Rangs, dessen Zierde seine Tugenden ausmachen würden, sondern auch einer Rente von dreißigtausend Guineen berauben; denn so groß, sagt man, ist Sir Williams Vermögen."

„Und glauben Sie, daß er es bedauert?" fragte die Waise, einen Blick auf ihren Geliebten heftend.

„Nein; glaubte ich es, so würde ich ihn nicht beklagen. Aber ich kenne seine edelmüthige Natur, sein offenes, von Egoismus, von jedem schmutzigen Verlangen, von jedem eigennützigen Gedanken freies Herz; und frage mich zuweilen, ob es möglich ist, daß der verlorene Erbe Sir Williams ihm an Herz und Character gleicht."

„Es freut mich sehr, daß Sie meinen Cousin Walter so hoch schätzen, denn gleich Ihnen hege ich die höchste Meinung von seiner Uneigennützigkeit und seinem Herzen. Von dem ersten Augenblick an, da ich ihn sah, habe ich für ihn eine schwesterliche Zuneigung empfunden! Finden Sie nicht auch, daß

er seinen Talenten und seinem Character nach mehr von seinem Onkel, als von seinem Vater hat?"

Unsere Leser wissen, daß der Oberst bei unserem Helden nicht sehr gut angeschrieben war; seine kalten und förmlichen Manieren, als er ihm für den seiner Nichte erwiesenen Dienst seinen Dank bezeugte, hatten Henry zu Eis erstarrt, und es wunderte ihn nur, daß ein solcher Mann Walter Mowbray's Vater sein konnte.

So verfloß der Morgen schnell. Die jungen Liebenden trösteten sich über ihre nahe Trennung durch den Gedanken an die Freude ihrer Wiedervereinigung in einer wenig fernen Zeit, durch den Traum einer langen Zukunft von Liebe und Glück.

Sie sahen die Veränderungen nicht voraus, welche eintreten sollten, ehe sie sich am Ufer dieses stillen See's, des Zeugen ihrer ersten Schwüre, wieder zusammen fanden.

Die beiden Testamente wurden gehörig ausgefertigt und von Sir William im Beisein von Doctor Orme, dem Notar und Mrs. Jarmy, welche gleichfalls als Zeugen ihre Namen beisetzten, unterzeichnet. Die arme, alte Haushälterin, wie die meisten ihres Standes zum Aberglauben geneigt, konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, als sie in das Gesindezimmer zurückkehrte.

„Was gibt es?" fragte der alte Martin.

„Nichts! Nichts!" antwortete sie, „außer daß ich zu dem Testament meines theuren Herrn meinen Namen unterschrieben habe! Es ist mir ein Greuel, einen Rechtsmann in der Abtei zu sehen!"

„Es sind fehlerhafte Thiere," erwiderte trocken

der Stallknecht, „und schwer zu halten, wenigstens in's Gebiß zu nehmen."

„Das letzte Mal, da ich meine Unterschrift gab, war bei Sir Williams Heirathscontract. Armer Mann! ich vermuthete nicht, daß es so schlecht ausfallen würde; und es ist noch dazu derselbe Notar."

„Wann reist er ab?" fragte der Beschließer.

„Diesen Abend. Einer der Knechte muß ihn rechtzeitig nach Norwich führen, um mit der Post nach London weiter zu gehen."

Das war genug. Die Aya, die aufmerksam auf alle diese Worte gehört hatte, stand auf und ging aus dem Zimmer.

„Ich weiß nicht, was ich von dieser Frau denken soll," sagte Mrs. Jarmy.

„Ich weiß es," brummte Martin.

„Sie brockt ein Unglück ein!"

„Wahrscheinlich!"

„Sie ist immer schweigsam."

„Die Raubthiere sind es gewöhnlich," erwiderte der alte Stallknecht. „Die arme Miß Ellen weiß nicht, welche Schlange sie mit sich nach England gebracht hat: aber sie wird es eines Tags entdecken."

„Ich hoffe es auch!" rief die Haushälterin, welche Zara als ihre Nebenbuhlerin in Ellens Gunst betrachtete.

„Ich weiß es."

Die Rückkehr des Beschließers, welchem Sir William geklingelt hatte, setzte dieser Unterhaltung ein Ende.

„Martin!" sprach er, „ich habe einen Auftrag für Euch."

„Für mich?“ erwiderte der Alte ohne die geringste Ueberraschung.

„Ja; Sir William wünscht Euch in der Bibliothek zu sehen.“

„Endlich!“ murmelte der Stallknecht. „Ich wußte, daß er mich zuletzt brauchen würde. Ich täusche mich selten in meinen Ahnungen.“

„Was sagt Ihr?“ fragte der Beschließer.

„Nichts, nichts.“

Beim Eintritt in die Bibliothek fand der Alte den Baronet allein. Sein Gesicht war außerordentlich bleich, aber sein Benehmen fest und ruhig.

„Schließt die Thüre, Martin,“ sagte er.

Der Stallknecht gehorchte schweigend.

„Ihr seid einer der ältesten Diener meiner Familie, und ich habe meine Vorfahren sagen hören, Ihr seid mit den geheimen, selbst mir fremden Orten hier wohl bekannt.“

„Das ist wahr, Sir William; sie sind in Zeiten der Verwirrung, da es nicht so ruhig herging, wie jetzt, eingerichtet worden. Ich kann Ihnen das geheime Zimmer zeigen, wo Sir Marmaduke Mowbray sich drei Wochen vor den Nachforschungen der schurkischen Soldaten von Olivier Cromwell verborgen hielt; aber sie konnten ihn nicht finden . . . . Darf ich Sie fragen, warum Sie diese Frage an mich stellen?“

„Ich bedarf eines dieser Orte.“

„Um sich daselbst zu verbergen?“ fragte der Stallknecht erstaunt.

„Nein, aber daselbst ein Duplicat meines Testamentes und gewisse Papiere in Bezug auf den Erben

meines Titels und meiner Güter niederzulegen. Ich weiß, daß ich auf Eure Treue rechnen kann."

Martin schaute den Baronet mit der Miene eines treuen Hundes an, dessen Dienste endlich anerkannt werden.

„Gewiß, das können Sie," rief er, „und bis zum Tode!"

„Und diese Verstecke sind nur Euch bekannt?"

„Nur mir! Ich besuche sie oft in tiefer Nacht, wenn das ganze Haus in Schlaf versunken ist, um mir das Gedächtniß aufzufrischen; denn es ist nicht mehr so gut wie sonst. Ich dachte, diese Kenntniß möchte eines Tags von Nutzen sein . . . und dieser Tag ist endlich angekommen."

„Wann kann ich sie sehen?"

„Diese Nacht; es wäre nicht klug, sie bälder zu besuchen."

„Wohlan denn, um Mitternacht, wenn die Diener zu Bette sind, hole mich auf meinem Zimmer."

„Der Eingang zu dem Versteck ist in der Bibliothek, Sir William."

Der Baronet schien erstaunt.

„Sie werden besser daran thun, mich hier zu erwarten; das wird weniger Verdacht erregen."

„Es sei," sagte der Einsiedler, in dem Gemach um sich schauend. „Es ist seltsam, daß ich so viele Stunden hier zugebracht habe, ohne etwas zu entdecken."

„Daran ist nichts Außerordentliches, wie Sie sogleich erkennen werden, wenn ich Ihnen alle Geheimnisse der Abtei Carrow erklärt habe. Die Mönche, welche sie erbaut haben, waren scharfsinnige

Werkmeister. Es gibt hier Souterrains, wo Sie eine Escadron Reiterei verbergen könnten; es gibt hier eine Capelle mit dem Altar, auf welchem die Kerzen und das Kreuz noch stehen, den Priestergewändern, die noch an der Wand hängen, und seinem Meßbuch, das daneben modert."

„Es ist seltsam, daß ich davon niemals etwas erfahren habe."

„Sie würden es erfahren haben."

„Wann?"

„Wann die Umstände es geboten oder Gott mich zu meiner letzten Rechenschaft abgerufen hätte, würde ich Ihnen Nachweisungen hinterlassen haben, mit welchen man sich unmöglich täuschen konnte. Ich habe sie schriftlich. Ich lese sie oft im Stall, um sicher zu sein, daß ich sie nicht vergesse."

Es wurde bestimmt, daß Martin sie mitbringen sollte, denn Sir William wünschte lebhaft, den Schlüssel zu den Geheimnissen eines Herrschaftsitzes zu erhalten, dessen Eigenthümer er schon so lang gewesen war.

Als der Stallknecht sich zurückgezogen hatte, murmelte der Baronet:

„Es ist seltsam, daß die Vorsichtsmaßregeln der vergangenen Jahrhunderte endlich ihren Nutzen finden. Weissagt dieß nicht den Erfolg meiner Bemühungen, die Rechte meines Sohnes zu schützen? Ich werde nicht mehr leben, ihn zu sehen, ihn an mein trostloses Herz zu schließen, um aus seinem Munde den süßen Vaternamen zu hören; aber kehrt er jemals unter das Dach seiner Vorfahren zurück,

so wird meine Seele über ihn wachen und sich mit ihm unterhalten."

Ganz mit seinem Plane beschäftigt, nahm Sir William aus den Schubladen des alten Schreibtisches in der Bibliothek die Familien-Kleinode und die kostbarsten Erinnerungen seines Stamms heraus. Darunter befanden sich der Ring, den der schwarze Prinz einem seiner Vorfahren auf dem Schlachtfeld, das seinem Ruhm die Krone aufsetzte, gegeben hatte, das Kreuz und die Kette, welche die unglückliche Maria Stuart am Tage ihrer Hinrichtung getragen hatte, und ein großer Smaragd, in welchem das Wappen der Mowbray eingegraben war.

Nachdem er diese Kleinode in ein zu diesem Zweck bereitgehaltenes Kästchen gelegt hatte, war er im Begriff, den Deckel zu schließen, als ein Stück schwarzen Bandes seine Aufmerksamkeit anzog. Mechanisch zog er es hervor. Ein Brautring war daran geknüpft, der, welchen seine treulose Gattin ihm zurückgeschickt hatte, als sie mit Capitän Lucas, ihrem Verführer, die Flucht ergriff. Die Züge des Einsiedlers zogen sich beim Anblick dieser Erinnerung an seine Heirath zusammen.

„Nicht das!" sagte er, den kleinen Goldreif wegwerfend, „nicht das, mein Kind möchte sonst denken, ich habe ihm den Fehler seiner Mutter erhalten wollen!"

Dann versiegelte er das Kästchen, nachdem er die Papiere, welche nur von seinem Sohn gelesen werden sollten, in dasselbe gelegt hatte.

Er blieb einige Zeit in seinem alterthümlichen Lehnsessel, um das Sinnbild einer Verbindung,

welche all sein Glück zerstört hatte, zu betrachten. Endlich hob er ihn wieder auf und steckte Ring und Band in seine Brust.

„Gemeine Augen sollen Dich nicht sehen!“ rief er; „ich werde für Dich einen Ruheort finden, so kalt und trostlos, wie mein eigenes Herz . . . . das einem Kirchhof gleicht, denn seine Erinnerungen sind Gräber!“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Thurmuhr der Abtei hatte schon lang Mitternacht geschlagen, und Sir William saß noch in derselben alterthümlichen Bibliothek, wo wir ihn zuerst unsern Lesern vorgestellt haben. Er erwartete den alten Dick Martin.

An seiner außerordentlichen Bläße erkannte man, daß der Einsiedler mit einer jener grausamen Erinnerungen einen Kampf bestanden, welche, mehr als die Jahre sein Gesicht verheert, frühzeitige Runzeln auf seine Stirne gegraben hatten, sichtbare Narben der in seinem Herzen verborgenen Wunden.

Auf dem Tisch vor ihm standen zwei sorgfältig versiegelte Kästchen. Das Eine enthielt die Abschrift seines Testaments mit den Besitztiteln seiner ausgedehnten Ländereien, das Andere Briefe und Be-

trachtungen, Ergießungen des väterlichen Herzens, in Stunden der Einsamkeit geschrieben und an seinen verlorenen Sohn gerichtet.

Die Adresse dieses Kästchens zeigte deutlich an, daß sie nur von seinem Sohne gelesen werden sollten. Sie war in folgenden Worten abgefaßt:

„Nur von der Hand meines Sohnes zu eröffnen, wenn Gott ihm die Rechte seiner Geburt wieder gibt, sonst zu verbrennen.

William Mowbray."

„Ich habe Alles gethan, was die Liebe eingeben, oder die Klugheit rathen kann," murmelte der Einsiedler. „Mein Testament entzieht meinem Nachfolger alle Macht, einen einzigen Acre von dem Lande meiner Vorfahren zu veräußern. Mein Sohn komme zurück, wenn er wolle, er wird finden, daß die Liebe seines verstorbenen Vaters ihm sein Erbe erhalten hat . . . Wird er zurückkommen?" Die Hoffnung trieb ein wenig Blut in seine bleichen Wangen. „Ja, mein Tod wird die Rache seiner entarteten Mutter stillen. Sie wird keinen Grund mehr haben, ihm ein Geheimniß aus seiner Geburt zu machen! Vielleicht, daß sein erster Besuch an dem Grabe seines Vaters sein wird. Wenn meine Asche reden könnte, mit welcher Wärme würde sie ihn dann segnen!"

Es lag eine Art Trost für den Einsiedler in dem Gedanken an den Sohn, der sein Grab besuchte, und er überließ sich süßen Träumereien, zu welchen das von ihm eben heraufbeschworene Bild Veranlassung gab.

„Warum sollte ich diesen düstern Ahnungen eines

drohenden Todes nachgeben?" rief er; „mein Blut fließt noch voll Leben in meinen Adern; meine Fähigkeiten, wiewohl von Leiden unterdrückt, sind noch nicht erloschen. Ich kann noch Zeuge der Rückkehr meines Sohnes sein, ich kann aus seinem Munde den Vaternamen hören!"

Ein lauter Donnerschlag entlud sich über der Abtei, deren schweigende Echo's er weckte. Sein Rollen erstarb allmählig, vermischt mit dem Geschrei der Eulen, welche um die alten Epheu-überwachsenen Thürme herumflatterten.

„Eitle Hoffnung!" murmelte der Baronet; „ich kann meinem Schicksal nicht entgehen; eine eiserne Hand hat es, mir Herz und Hirn versengend, niedergeschrieben. Was ist aus den Projecten und Empfindungen meiner Jugend geworden? Damals dachte ich nicht, daß lang vor dem Herbst meiner Tage der Tod alle seine Schreckniſſe, das Leben alle seine Reize für mich verloren habe."

Man klopfte leise an der Thüre.

„Herein, alterthümliche Treue!" sprach Sir William; „ich bin fertig mit meiner Aufgabe, Alles ist bereitet!"

Martin erschien nach der Uebereinkunft mit seinem Herrn. Der Ausdruck seiner Physiognomie war außerordentlich ernst; seine Stirne von Runzeln gefurcht. Seit langer Zeit glaubte sich der Stallknecht vom Schicksal dazu bestimmt, dem Stamm der Mowbray irgend einen wichtigen Dienst zu leisten.

„Ist Alles im Hause zur Ruhe?" fragte der Einsiedler.

„Alles, Sir William. Die indische Frau war die letzte, die sich zurückzog."

Martin irrte sich. Zara hatte sich nur zum Schein nach dem Zimmer ihrer jungen Herrin begeben. Einige von dem Alten den Tag über gemurmelte Worte hatten ihren Argwohn erregt, und gerade in dem Augenblick, da Martin dem Baronet sagte, sie habe sich zur Ruhe gelegt, befand sie sich niedergeduckt vor der Thüre des Bibliothekzimmers, mit dem Ohr am Schlüsselloch, jedes Wort aufzufangen bemüht. Sie verwünschte bitter den Alten, als er den Schlüssel umdrehte, jedoch im Schloß ließ, ein Umstand, der ihr zwar gestattete, zu hören, aber sie wenigstens verhinderte, zu sehen, was vorging.

„Martin," sprach der Baronet, „ich habe Euch erwählt, den ältesten Diener meiner Familie, und den Doctor Orme, einen aufrichtigen und geschätzten Freund, dem ich das Geheimniß anzuvertrauen beabsichtige, die beiden Hüter meines Testamentes zu sein, mit dem Auftrag, es nur dann zur Kenntniß zu bringen, wenn in Folge eines Verbrechens oder irgend eines andern Anfalls dasjenige verschwinden sollte, welches sich in den Händen meines Notars befindet."

„Ich verstehe Sie, Sir William."

„Die Besitztitel, welche in dem Kästchen sind, sollen gleichfalls wie mein Testament hier vor jeder Nachforschung gesichert bleiben, es müßte denn sein, daß es Gott gefiele, meinen Sohn zurückzuführen."

Bei den Worten: Testament und Besitztiteln

drückte die Aya das Ohr an die Thüre. Zum Glück war es Alles, was sie hörte.

„Und Gott wird meinen geehrten Herrn zurückführen," sprach der alte Diener. „Der edelste Baum der Familie Mowbray wird nicht fallen, ohne einen Sprößling zurückzulassen, der ihn ersetzen kann. Dieß war Jahre lang der Gegenstand meines Nachdenkens im Stall; ich träumte davon ohne Unterlaß; ich betete dafür. Ich bin alt, aber ich werde noch lang genug leben, um ihn zu sehen, vielleicht ihm Beistand zu leisten! Ich weiß nicht, aus welchem andern Grunde mich Gott hätte so lang leben lassen, Ihr Brod zu essen. Ich muß zu etwas Nützlichem bestimmt sein, dazu, der Familie einen Dienst zu leisten, in welcher ich so edelmüthige Gebieter gefunden habe."

„Dieser Augenblick ist gekommen, wiewohl Eure Treue und Eure guten Dienste längst Eure Schuld bezahlt haben!"

Sir William deutete nach den versiegelten Kästchen auf dem Tische.

„Es sind deren zwei," sagte Martin.

„Das zweite soll Niemand, als meinem Sohn übergeben werden; es bedarf also zweier gesonderter Verstecke, wenn Ihr zwei kennt."

Der Alte erklärte, es seien deren ein Dutzend in der Abtei vorhanden.

Nachdem er sich dem Kamin genähert hatte, über welchem sich eine große Füllung von Eichenholz mit dem Wappen der Mowbray befand (ein Schild mit einer geschuppten Hindin, darüber ein verwischter Stierkopf, der alte Helmschmuck der Familie), bat Martin

den Baronet, auf eine blutige Hand zu drücken, welche sich in einem der Felder zeigte.

Sir William befolgte diese Aufforderung. Ein Geräusch, wie von einer plötzlich in Bewegung gesetzten Feder ließ sich hören, Alles wich von der Stelle, und ein Versteck kam zum Vorschein, groß genug, um die beiden Kästchen aufzunehmen. Nichts konnte tauglicher hiezu sein. Nachdem der Baronet das eine Kästchen niedergelegt und den Wappenschild wieder an seinen Platz gerückt hatte, schien es, als ob das Wappen seiner Vorfahren die Rechte ihrer Abkömmlinge schütze. Er lächelte, als sein Blick auf dem Wahlspruch seiner Familie weilte, welcher in alten gothischen Schriftzeichen:

In Trau vast.

(In (der) Treue fest.)

darauf eingegraben war.

Nun blieb noch das zweite Kästchen zu verwahren.

Martin zog einen langen eisernen Schlüssel aus der Tasche, und steckte ihn zwischen zwei Marmortafeln, welche den Herd bildeten. Nachdem er ihn mehrmals herumgedreht hatte, wich die dicke Eisenplatte im Hintergrund des Kamins zur Seite und ließ einen Gang schauen, groß genug für einen Mann.

„Wohin führt er?“ fragte Sir William.

„Nach einem Gemach in den Kellergewölben der Abtei. Ich habe den Großvater von Euer Ehren sagen hören, man habe daselbst in Cromwells Zeit

nicht allein das ungelöthete Geschirr, sondern auch die Besitztitel des Herrschaftsguts verborgen. Er dachte, als er mir die Mittel angab, um dahin zu gelangen, nicht daran, daß sein Enkel eines Tags davon Gebrauch machen werde."

„Habt Ihr niemals dieses Geheimniß offenbart?"

„Niemals, Sir William," antwortete Martin in feierlichem Ton.

Nun ergriff er die auf dem Tisch stehende Lampe und trat in den engen Gang, gefolgt von dem Baronet, welcher das Kästchen trug. Nachdem sie eine Treppe hinabgestiegen waren, die, je weiter man kam, desto breiter wurde, gelangten sie in eine Art Gemach oder Keller, ohne einen andern Ausgang, als denjenigen, wo sie hergekommen waren. Die Luft daselbst war verdorben und feucht und die Lampe brannte nur schwach.

Die Aya, immer an der Thüre, wiewohl sie nicht ein Wort von ihrem Gespräch unterscheiden konnte, bemerkte das Verschwinden des Lichts und seine Rückkehr nach einigen Minuten. Sie kannte zu der Bibliothek keinen andern Zugang, als den, wo sie sich aufgestellt hatte, und schloß daraus, daß es eine geheime Thüre daselbst geben mußte.

„Martin," sprach der Einsiedler, als sie wieder heraufgestiegen und die Kaminplatte geschlossen war, „Ihr habt der Familie Eures Herrn einen Dienst geleistet, dessen Wichtigkeit erst die Zeit enthüllen kann. Ich will Eure Treue nicht damit beleidigen, daß ich Euch von Belohnung rede; die beste, die ich Euch bieten kann, ist meine Dankbarkeit."

„Wirklich die beste Belohnung," antwortete der

Alte, indem er sich mit seinen Rockärmel eine Thräne von der Wange wischte. „Ich wußte wohl, daß mein Leben zu Etwas nützlich sein sollte!“

Die Aya hatte kaum Zeit, ohne Geräusch zu entschlüpfen, ehe die Thüre der Bibliothek sich öffnete, um Martin hinauszulassen, der sich wieder nach seinem Schlafzimmer über dem Stall begab.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Henry Ashton hatte Mühe, seinen Oheim und seine Tante mit der Vorstellung seiner Reise zu versöhnen. Italien war für sie so fern als Indien, und sie fürchteten, ihn nicht mehr zu sehen. Unter diesen Umständen unterrichtete er Mrs. Ashton von seiner Liebe zu Ellen und von dem Edelmuth des Baronets und gab ihm zu verstehen, daß er ihm für seine Güte sich nicht anders dankbar erzeigen könne, als indem er sich zur Entdeckung seines verlornen Sohnes aufmache. Endlich gelang es ihm mit Hilfe des Versprechens einer baldigen Rückkehr und ewiger Liebe sie zur Einwilligung in seine Abreise zu bewegen.

Bei seinem Weggang von der Farm begegnete er seinem Freund Joe Beans, welchen einige Matthäus Ashton entschlüpfte Worte von dieser Reise in Kenntniß gesetzt hatten.

„Ist es wahr, Master Harry?“ fragte der ehrliche Bauer im Tone des Vorwurfs.

„Wovon sprichst Du?“

„Von Deiner Abreise nach fremden Landen; und Du hast Joe nicht ein Wort davon gesagt! . . . . Aber ich vermuthe, Du dachtest, eine Stunde würde für mich zum Packen ausreichen. Ein Wort zu Susanna, und ich bin fertig.“

Henry's erste Idee war gewesen, Joe mitzunehmen; er hatte es einst ihm versprochen, wenn er England verlassen sollte; aber die Umstände brachten ihn zu einer Aenderung dieses Vorsatzes. Er wünschte, Jemand in Carrow zurückzulassen, um über Ellen zu wachen, sie im Fall der Noth gegen die Umtriebe seines Nebenbuhlers, den er zu Allem fähig hielt, zu schützen. Joe verbarg einen großen Scharfsinn; er war tapfer wie ein Löwe und so treu, daß selbst der Verdacht sich zur Ruhe begeben konnte, wenn der ehrliche Bursche über ihn zu wachen versprochen hatte.

„Joe!“ sprach Henry, sich auf einen kürzlich an der Straße gefällten Baumstamm setzend, „ich bin sehr unglücklich!“

„Unglücklich!“ wiederholte der Bauer, „aber doch nicht bei dem Gedanken, fremde Länder zu sehen? Ich kenne Dich besser dazu. Wie oft sind wir nicht, da wir noch Knaben waren und ich die trächtigen Schaafe hütete, auf der Spitze des Hügels unweit des Zauns der Farm zusammengesessen, um von Indien, von Amerika und andern fernen Ländern zu sprechen! Jetzt, da Du sie sehen sollst, ist es also nicht das, was Dich unglücklich macht!“

„Ich bin verliebt!“ antwortete sein Freund.

Joe machte große Augen, wiewohl er seit einiger Zeit den Herzenszustand seines jungen Herrn argwohnte. Nicht das Geständniß selbst überraschte ihn, aber er konnte nicht begreifen, daß die Liebe Henry unglücklich machen sollte. Joe war selbst verliebt, und niemals hatte die zärtliche Leidenschaft ihm den Appetit oder den Eifer zur Arbeit genommen.

„Ich auch!“ rief er, „aber Susanna wird wohl warten, bis ich wieder komme, oder sie ist nicht das Mädchen, das ich brauche.“

„Vielleicht hast Du keinen Nebenbuhler,“ setzte Henry mit einem Seufzer hinzu.

„Einen Nebenbuhler!“ rief Joe im Tone der Verachtung. „Nein, Dick von der Mühle wollte ihr den Hof machen, aber seitdem ich im Stockspiel ihm den Kopf verschlagen und ihn beim Ringen zu Boden geworfen, hat er völlig auf sie verzichtet. So muß man es hiebei machen.“

Joe hätte Mühe genug gehabt, zu begreifen, daß eine Methode, die sich bei dem Mühlen-Dick so gut bewährte, nicht für alle Welt taugte. und der Duell?

„Das Herz würde mir viel leichter sein,“ setzte Henry bewegt hinzu, „wenn ich einen Freund hier zurücklassen könnte, der in meiner Abwesenheit über sie wachte.“

„Ich bezweifle es nicht,“ erwiderte trocken Joe Beans, entschlossen, auf die Anspielung nicht einzugehen.

„Ich glaubte, einen solchen Freund zu haben.“

„Ohne Zweifel den jungen Squire von der Abtei,“ sagte Joe, der mit einem Gefühl von Eifersucht die

wachsende Vertraulichkeit zwischen Walter Mowbray und seinem jungen Herrn gesehen hatte.

„Er soll mich auf meiner Reise begleiten."

„Diese Nachricht bestärkte den Verdacht des ehrlichen Bauern. Er sagte sich, sein junger Herr wolle ihn nicht mitnehmen, weil er sich seiner schäme, und diese Ueberzeugung verletzte gleichmäßig seine Freundschaft und seinen Stolz.

„Ich kann wohl bleiben, Master Harry," erwiderte er mit bebenden Lippen; „ich will Dir durch mein bäurisches Wesen vor Deinen schönen Freunden keine Schande machen, obwohl sie sich vielleicht weder so treu noch so ergeben zeigen, als der arme Joe; allein .... ein Versprechen ist ein Versprechen! Aber ich will nicht, daß Du über Deinen Wortbruch zu erröthen habest. Ich gebe Dir das Deinige zurück! Du brauchst Dich jetzt nicht zu entschuldigen; Joe kann auf der Farm bleiben, wie ein in Ungnade gefallener Hund, und .... und ...."

„Joe," fiel Henry ein, mit Mühe sich ruhig haltend, „Du wirst wohl daran thun, nach der Farm zurückzukehren, um meinen Oheim von Deiner Abreise zu benachrichtigen. Wir machen uns morgen früh auf den Weg, und ich möchte nicht, daß der gute Alte mehr Verlegenheit davon hätte, als unvermeidlich ist .... Sage ihm, daß ich ihn diesen Abend noch sehen werde."

„Ja, ja."

„Und unterlaß nicht, Susanne von mir Lebewohl zu sagen."

„Nein, ich werde es nicht vergessen."

„Vielleicht habe ich Unrecht," setzte Henry, ihm

die Hand reichend, hinzu, „von Dir ein solches Opfer zu erwarten. Mit welchem Recht es auch fordern? . . . . Aber ich bin genug dafür gestraft, weil mein erster und treuer Freund mich im Verdacht des Stolzes und der Undankbarkeit hat. Nun, vergiß Alles das. Ein wenig Zeit wird Dir zeigen, ob Henry Ashton der Mann ist, einen alten Freund zu vernachlässigen, weil der Zufall ihm einen neuen gegeben hat."

„Ich reise also wirklich mit Dir ab?" fragte Joe mit einer Stimme, die sich an Etwas in seiner Kehle zu stoßen schien.

„Gewiß!" antwortete unser Held mit einem schwachen Lächeln.

„Ha! wenn ich abreiste," rief Joe, mit seiner rauhen männlichen Hand eine Thräne abtrocknend, „so wäre ich nur ein . . . . Ja, es ist Alles, wie ich gesagt habe. O! Master Harry! Verzeihe mir, verzeihe mir, ich bitte Dich! Ich glaubte nicht, ein so schlechtes und schwarzes Herz zu haben. Ich werde hier bleiben, um wie ein Hund über Miß Ellen zu wachen; und wenn Jemand sich zwischen Euch stellen will, oder ihr Uebels zu thun sucht, werde ich ihn tödten wie einen wilden Hund oder ein Wiesel! Wem könntest Du die Sorge, über sie zu wachen, anders anvertrauen, als mir? Und ich begriff das nicht! Ich weiß nicht, wie ich so bittere Worte sagen konnte; aber wenn mein Kopf dick und eigensinnig ist, glaube ich doch, Master Harry, daß mein Herz gut ist."

„Es ist ein Herz von Gold, Joe, ein Herz von lauterem Gold, wie das Metall in der Mine, ehe

der Mensch es mit seinem Gepräge befleckt, oder sich dessen zur Bestechung seines Nebenmenschen bedient hat. Ich möchte ein solches Herz nicht verletzen, um die Gunst eines Fürsten zu erhalten! . . . Komm mit mir, ich muß Dich Ellen vorstellen."

Joe entschuldigte sich: er hatte sein Werktagskleid an; er bat seinen jungen Herrn nur um die Erlaubniß, in die Farm zurückzukehren, um sein Sonntags-Gewand anzuziehen und seine Toilette ein wenig in Ordnung zu bringen; aber der ungeduldige Verliebte wollte nichts davon hören. Er nahm ihn am Arm und wandte sich mit ihm der Abtei zu. Sie begegneten Ellen und Walter in dem Park.

Das junge Fräulein nahm den ehrlichen Bauern mit ihrer gewöhnlichen Anmuth auf. Ihr Geliebter hatte sie schon von seiner Absicht, Joe in Carrow zurückzulassen, und von seinem Vertrauen auf dessen Scharfsinn und Muth in Kenntniß gesetzt. Sie wußte, daß Joe ein Freund war, auf dessen Treue sie unter allen Umständen rechnen konnte.

Joe's Stolz und Freundschaft waren befriedigt; unser Held hatte ihn seinen ersten und treuesten Freund genannt, und das in Gegenwart des jungen Squire! Es kam ihm vor, als hätte er ihm in diesem Augenblick ein viel größeres Opfer, als das, seiner Begleitung in ein fremdes Land zu entsagen, bringen können; er fühlte sich bereits mehr als belohnt. Bei der Rückkehr nach Hause wunderte es ihn nur, daß er einen einzigen Augenblick einem Wunsche von Master Harry zu widerstehen vermocht hatte, und er hoffte, es würde sich eine Gelegenheit darbieten, während dessen Abwesenheit ihm dadurch seine Er-

gebenheit zu bezeugen, daß er Ellen gegen seinen Nebenbuhler beschützte, den er gleich einem Hund zu tödten sich versprach, wenn er den Weg seines Lieblings zu kreuzen wagte.

„Adieu!“ wie traurig und schön dieses Wort ist! welche Mühe wir haben, es auszusprechen! Aber so lange wir auch zögern, es muß doch zuletzt gesprochen sein. In der Jugend sagen wir es mit Hoffnung, selbst wenn Thränen unsere Hoffnung trüben; im Alter ist dieses Wort gleich einem Siegel auf die Vergangenheit und auf eine Gegenwart, die keine Zukunft kennt.

Walter Mowbray hatte sich erboten, Joe Beans bis an das Portierhäuschen zu begleiten, um den Liebenden Gelegenheit zu geben, sich ohne Zeugen Adieu zu sagen; denn es gibt Augenblicke, wo selbst die Gegenwart eines Freundes störend ist. Henry und Ellen bemühten sich beide, fest zu sein, um gegenseitig ihren Muth aufrecht zu erhalten. Versprechungen wurden ausgetauscht und Schwüre, welche das Herz lange Jahre der Prüfungen und Versuchungen bewahrt; ein Kuß, das Pfand der Liebe, wurde auf die Lippen des erröthenden Mädchens gedrückt.

Sie verließen sich jung, unschuldig und gut, gestärkt durch ihr Vertrauen auf einander und auf die Zukunft.

Glücklich, daß der Abgrund, der sie von jener Zukunft trennte, verhüllt war; sonst würde gleich dem Schatten des Todesthales sein düsterer und schrecklicher Anblick ihnen ohne Zweifel Kraft und Muth benom-

haben.

Nach einer langen Unterredung mit dem Baronet, in welcher dieser ihm seine schließlichen Instructionen gab, verließ unser Held die Abtei von Carrow. Im Augenblick, da er anhielt, um einen letzten Blick auf das Portal und die Epheu-überwachsenen Thürme zu werfen, öffnete sich leise ein Fenster, und eine halbverwelkte Rose, auf deren Blättern eine Thräne zitterte, fiel zu seinen Füßen nieder. Henry wußte, welche Hand sie geworfen hatte. Er drückte die Blume an seine Lippen und steckte sie dann in seinen Busen.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde reiste der junge Abenteurer auf dem Strom des Lebens in Walter Mowbray's Begleitung nach London ab.

Mehrere Tage schien eine Wolke von Trauer auf der Farm und der Abtei zu lasten.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Inzwischen wachte der Khan allein im Vorzimmer von Miran-Hafaz. Es lag ein Ausdruck von Zweifel und Angst auf dem Gesicht des Alten, aber nicht wegen der Gesundheit des Verwundeten, den die Aerzte schon lang außer aller Gefahr erklärt hatten. Was ihn zittern machte, war der Abgrund, zu welchem die starrsinnige Leidenschaft des jungen

Indiers ihn drängte, und er sah kein Mittel, ihn zu retten. In Folge eines unglücklichen Verhängnisses bestand das Vertrauen, das sie einst vereinigte, nicht mehr. Oberst Mowbray war fernerhin der einzige Vertraute und Rathgeber Mirans, dessen Zimmer für jeden Andern verschlossen blieb.

Was den Ex-Kaninchenwärter betraf, so betrachtete ihn der Khan nur als ein Werkzeug, welches ihm leicht sein würde, augenblicklich zu zerbrechen, wenn es jemals beunruhigend oder gefährlich werden sollte.

„Ich werde ihn retten," sprach er bei sich, an Miran denkend; „ich werde ihn retten aus Liebe zu seinem Vater und ihm selbst zum Trotze. Es kommt vielleicht ein Tag, wo er mir danken wird, daß ich mich zwischen ihn und das Verbrechen gestellt habe."

Seine Träumereien wurden durch einen Diener von Sir Jasper unterbrochen, der ihm meldete, ein Mann, in welchem der Khan der Beschreibung nach den Kaninchenwärter erkannte, begehre seinen Herrn zu sprechen.

„So hat," sprach er bei sich, „der Frevler seine Aufgabe vollbracht und will seinen Lohn holen."

Nach einer augenblicklichen Ueberlegung gebot er dem Diener, den Mann in sein Gemach zu führen. Dann begab sich der Renegat, nachdem er den jungen Hindu gerufen, um seinen Platz im Vorzimmer einzunehmen, zu dem Schurken, welcher bei ihrer letzten Begegnung ein Attentat auf sein

Leben gemacht hatte. Aber dießmal war er auf die Zusammenkunft vorbereitet.

Das Zimmer des Khans, wohin Will Sideler geführt worden war, befand sich am Ende eines langen Corridors über dem Wirthschaftsgelaß, im linken Flügel von Sir Jasper Peppers Schloß.

„Das ist ein seltsamer Ort!“ sprach der Schurke, sich im Zimmer umschauend, welches nur von einer Lampe erhellt war, die auf einem Tisch stand, in Gesellschaft eines Hirnschädels, einiger Flaschen mit Heilkräutern und eines chemischen Apparats.

„Ihr habt Recht,“ antwortete der Diener, „und der, welcher ihn bewohnt, ist noch seltsamer. Gebt Acht, daß Ihr nicht dem Fenster nahe kommt.“

Nach dieser Warnung ging der Diener hinweg, indem er Will und dessen Hund auf die Ankunft des Khans warten ließ, den Jedermann in Bungalore-Hall mit einem Schrecken-gemischten Respect betrachtete.

„Dem Fenster nicht nahe kommen,“ wiederholte der Ex-Kaninchenwärter, sobald er allein war; „und warum nicht? . . . . Wir wollen doch sehen.“

Nachdem er die Lampe ergriffen hatte, näherte er sich vorsichtig der verbotenen Stelle und entdeckte zu seiner großen Ueberraschung zwei ungeheure, zusammengerollte Schlangen in einem großen, nach Art einer Pagode geformten Käfig. Erregt entweder durch den Schimmer der Lampe, oder durch die Annäherung des Hundes, der unbekannt mit der Gefahr an den Eisendrähten herumschnüffelte, erhoben die Reptile plötzlich den Kopf und begannen

zu zischen. Das Thier und dessen Herr zogen sich sogleich nach dem andern Ende des Gemachs zurück, wo sie von Neuem durch ein dumpfes Knurren erschreckt wurden.

Ein Tschita oder Jagd-Leopard, welchen Miran von Indien mitgebracht hatte, befand sich dort gleich einem Hunde angekettet. In Indien läßt man sie gewöhnlich in den Häusern herumlaufen, so gut gezähmt sind sie. Aber eine lange Absperrung hatte diesen reizbar gemacht.

„Nun!“ murmelte der Ex-Kaninchenwärter mit wachsendem Erstaunen, indem er aus Furcht vor einem Unglück seinen Griffon in die Arme nahm, „das ist ein sonderbarer Bau! Die, welche diese Thiere lieben, mögen hier bleiben! . . . Was mich betrifft, ich warte nicht länger.“

Mit diesen Worten wandte er sich nach der Thüre, welche gerade aufging und den Khan blicken ließ. Sein Gesicht, eben noch aufgeregt, war kalt und ruhig wie sein Entschluß.

So verhärtet Will Sideler auch im Verbrechen war, konnte er doch nicht ohne eine gewisse Bestürzung dem Blick des Mannes, den er tödten gewollt hatte, begegnen. Seine Verwirrung, die indeß nicht so weit ging, ihn zum Erröthen zu bringen, zeigte gleichwohl, daß es ihm gar nicht wohl zu Muthe war.

„Sie hier!“ stammelte er; „ich hatte Ihren Herrn zu sehen begehrt.“

„Und Ihr seht den Eurigen!“ erwiderte der Renegat. „Elender! Niederträchtiger Mörder! Für

welches Verbrechen willst Du Deine Bezahlung holen?"

„Für welches Verbrechen?" wiederholte der Ex-Kaninchenwärter.

„Welches andere Band könnte zwischen einem Wesen wie Dir und meinem jungen, edeln Miran bestehen? Bist Du nicht ein den Menschen verhaßtes Werkzeug, selbst wenn sie sich Deiner bedienen? Eine verdammte Seele, immer bereit, sich für ein wenig Gold zu verkaufen?"

„Ich bin arm."

„Die Armuth ist ein Unglück, kein Verbrechen."

„Aber die Welt straft sie gleich einem Verbrechen."

„Wahr; die Welt ist selten gerecht. Höre mich: ich will wenigstens ein Verbrechen Deinem Gewissen ersparen, indem ich diese Entschuldigung mit der Armuth Dir benehme. Nenne die Summe, die Du bedarfst, um irgend ein ehrliches Gewerbe anzufangen, mache Dich verbindlich, nicht mehr auf meinem Wege Dich treffen zu lassen, nicht mehr Miran-Hafaz zum Werkzeug zu dienen, und der Mann, dem Du das Leben nehmen wolltest, wird Dir diese Summe bezahlen."

„Sie!" sagte der Verbrecher erstaunt.

„Ich selbst."

Will Sideler zögerte; offenbar gab es einen Kampf zwischen der Klugheit und dem bösen Princip. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn die Plane des jungen Indiers nicht seinem wüthenden Ver-

langen, sich an Sir Mowbray zu rächen, günstig gewesen wären, er einer guten Eingebung Folge geleistet hätte.

„Ich kann es nicht," antwortete er endlich übel gelaunt. „Ich nähme gern Ihr Gold, denn ich bedarf dessen, aber ich kann das von Ihnen geforderte Versprechen nicht geben."

„Warum nicht?"

„Weil ich vermuthe, daß Ihr Herr ein besserer Zahler ist, als Sie. Nach dem Laufe der Welt wird das Böse besser belohnt, als das Gute; es hat einen größern Preis auf dem Platze, wie ich wenigstens bemerkt habe."

„Und Du fürchtest nichts?"

„Nein! . . . . . Allerdings könnten Sie mich hängen lassen, aber nicht ohne sich selbst zu verrathen. Der Kampf, den wir an einem der letzten Abende mit einander im Park gehabt, hat mir ein Geheimniß geoffenbart. Es war nicht unser erster Zusammenstoß."

„Was willst Du sagen?"

„Daß, so lange Sir William Mowbray am Leben ist, Sie nicht wagen werden, sich zu erkennen zu geben. Bekäme er die geringste Kunde von Ihrer Existenz, er würde Sie über die ganze Erde verfolgen. Sie sehen, daß ich Sie kenne, und daß ich Sie nicht fürchte. Geheimniß um Geheimniß, wenn Sie mich halten, halte ich Sie auch."

Einige Augenblicke schien der Khan unentschieden. Er fühlte, daß es unnütz wäre, dem, der unglücklicher Weise ihn erkannt hatte, seine Identität abzuläugnen.

In diesem Augenblick bewirkte ein dumpfes Knurren des Leoparden, daß sie zusammenfuhren; das Thier sprang auf den Hund zu, der den Armen seines Herrn entwischt war. Der Ex-Kaninchenwärter war seinem Griffon sehr zugethan, der ihm lange Zeit in seiner einsamen Hütte Gesellschaft geleistet hatte; er bückte sich also, um ihn wieder aufzunehmen und behielt ihn während des übrigen Gesprächs in den Armen.

„Du vergissest," sagte der Renegat, „daß wenn ich auch zugebe, irgend einen Beweggrund zu meinem Incognito zu haben, dieser doch mit Sir William Mowbray's Tod aufhört."

„Der Baronet kann noch lang leben," bemerkte Will Sideler, seinen Hund streichelnd.

Trotz all' seiner Zuversicht schlug der Verbrecher unter dem kalten Blick des Khans die Augen nieder.

„Ueberdieß," setzte er hinzu, „Einer gegen Einen fürchte ich Niemand; und wenn ich glaubte, Sie hätten die Absicht, mich zu verrathen . . ."

„Hund!" fiel der Khan ein, „Du hast mich einmal überrascht; überlege es wohl, ehe Du mich in Zukunft angreifst. Ich bin fernerhin auf meiner Hut."

„Es scheint mir, daß Sie es schon vor einigen Tagen waren," erwiderte der Ex-Kaninchenwärter mit spöttischem Lachen; „wenigstens habe ich ein großes Messer in Ihren Händen gesehen; aber vielleicht besaßen Sie nicht den Muth, sich dessen zu bedienen."

„Ich werde mich weder des Messers, noch der

Pistole bedienen," sagte der Khan kalt; „dieß ist die einzige Waffe, von der ich Gebrauch machen werde."

Bei diesen Worten streckte er die Hand gegen Sideler aus und zeigte ihm einen Ring von besonderer Arbeit, den er am Zeigefinger trug. Der Kasten war von einem großen Karfunkel gebildet, der eine Höhlung bedeckte, in welcher sich ein Stückchen mit einer feinen Essenz getränkten Schwamms befand. Das Ganze war so eingerichtet, daß wenn der Stein einen Menschen oder ein Thier traf, eine der scharfen Spitzen, in welche er gefaßt war, einen leichten Stich verursachte, und ein Tröpfchen der in die Wunde eindringenden Flüssigkeit den augenblicklichen Tod verursachte.

„Das!" rief Will mit dem Tone der Verachtung, „was könnte mir das thun? Ich wäre neugierig, es zu erfahren."

„Schau!"

Mit einer schnellen Bewegung fuhr der Renegat nach der Nase Griffons, den der Ex-Kaninchenwärter in den Armen hielt. Die Wirkung war so plötzlich, wie die der Electricität. Das Thier stieß ein Geheul aus, zappelte ein wenig und verschied. Sein Herr war so betäubt, daß er einige Augenblicke sprachlos blieb.

„Wie! . . . todt!" stammelte er endlich.

„Ja . . . todt."

„Und durch die bloße Berührung? . . . ."

„Wie Du sehen konntest . . . Du kennst jetzt die Macht, womit ich bewehrt bin; sey versichert, daß ich nicht zögern werde, davon Gebrauch zu

machen, wenn man mich angreift. Gerade so, wie ich diesen Hund tödtete, würde ich Dich tödten! das hieße vielleicht nur den Henker und den Galgen dessen, was ihnen mit Recht gebührt, berauben. Du bist gewarnt; wisse, daß ich nie zweimal warne."

„Ja, ja; ich bin gewarnt!" murmelte der Exkaninchenwärter mit einer Miene der Furcht und des Hasses.

„Folge mir jetzt zu Miran-Hafaz," schloß der Khan, „und erinnere Dich, wenn der Ton des Goldes in Deinen Ohren klingelt und Dich zum Verbrechen verlockt, daß Gottes Auge und meine Blicke gleichmäßig auf Dir ruhen!"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Obgleich noch immer schwach nnd leidend von seiner Wunde, lag Miran-Hafaz doch nicht zu Bette. Gerade diesen Morgen hatte ihn die Aya von der Abreise seines Nebenbuhlers nach Italien in Kenntniß gesetzt, und diese Nachricht verursachte ihm ein gemischtes Gefühl der Zufriedenheit und des Bedauerns. Er war zufrieden, daß Henry Ashton sich nicht mehr in Ellens Nähe befand; er bedauerte, daß er ihm entgangen war, denn auf seinem Schmerzens-

lager hatte er den fürchterlichen Schwur gethan, das Leben seines Nebenbuhlers haben zu müssen.

Als der Khan ihm den Besuch des Ex-Kaninchenwärters meldete, rief Miran ungeduldig: „Lassen Sie ihn auf der Stelle eintreten!“ Und einen Augenblick nachher erschien Will Sideler vor ihm.

Der Renegat zog sich sogleich zurück; er wollte nicht zum zweiten Mal die Weisung empfangen, sich in das Vorzimmer zu begeben, unter dem beleidigenden Vorwande, jeder Störung vorzubeugen.

„Nun!“ fragte rasch der Indier, „habt Ihr das Testament?“

„Ich hatte es,“ antwortete der Schurke; „ich hatte das Packet in meiner Gewalt, als . . . .“

„Bah!“ fiel Miran ein, der in seiner Verachtung von dem schmutzigen Geiz des Werkzeuges, das er zu verwenden sich herabließ, sich einbildete, der Ex-Kaninchenwärter suche ihm nur vermittelst eines geschickten Mährchens mehr Gold zu entlocken: „bah! ich bin nicht knauserig genug, um mit einem Wesen wie Du zu feilschen! Nenne Deinen Preis, Mann, und gib mir das Packet!“

Will Sideler fühlte sich verletzt. Die unverhehlte Verachtung des jungen Indiers ärgerte selbst den Elenden, für welchen Gold sein Gott und Tugend und Rechtschaffenheit Handelsartikel waren, die keinen andern Werth hatten, als den, um welchen sie sich verkaufen ließen.

„Ich habe es nicht!“ erwiderte er übellaunig.

„Lügner!“ rief Miran, in seiner Erwartung getäuscht.

„Er lügt nicht!“ sprach die Aya, welche das In-

dividuum aufmerksam in's Auge gefaßt hatte. „Sie vergessen das Sprüchwort eines weisen Indiers: Ein Löffel voll Honig zieht mehr Fliegen an, als ein Faß Essig. So niederträchtig dieser Paria ist, so bildet Golddurst doch nicht das einzige Motiv für denselben, Ihnen zu dienen . . . Sie können ihm vertrauen!"

Da Zara hindostanisch sprach, so konnte der Ex-Kaninchenwärter nicht errathen, ob das, was sie sagte, sich auf ihn bezog, oder nicht. Aber da er natürlich argwöhnisch war, entschied er sich für das Erstere.

„Diese Frau kann sagen, was ihr beliebt, Sir," nahm er wieder das Wort. „Ich für meine Person habe die Wahrheit geredet. Ich hatte das Packet, aber es ist mir geraubt worden."

„Durch wen?"

„Das möchte ich gerade wissen," antwortete der Schurke mit wilder Miene.

„Hat man Gewalt angewendet?"

„Nein, sondern List."

Miran schien sehr betroffen. Einige Augenblicke nachher gab er Zara ein Zeichen, ihn mit Will allein zu lassen.

Die Aya hatte sich kaum aus dem Gemach entfernt und den jungen Indier mit seinem Agenten allein gelassen, als sich Miran in einen Sessel setzte. Ein Tisch mit einer Lampe befand sich zwischen ihm und Will, auf dessen Gesicht die Flamme ihren ganzen Schein warf. Miran heftete einige Minuten die Augen fest auf Sideler; sein Blick schien sich bis in das Gehirn des Elenden einzugraben, um daselbst

dessen verborgene Gedanken zu erforschen. Anfänglich schien Will unruhig, gleich einem Vogel, der dem Zauber einer Klapperschlange zu unterliegen beginnt, aber allmälig wurde der bewegliche Augapfel starr; er hatte nicht mehr die Macht, seinen Blick von dem Indier abzuwenden.

„Ihr versteht, treu zu sein?“ fragte der junge Indier.

„Denen, welche zu mir Vertrauen haben!“ antwortete der Ex-Kaninchenwärter, mit Mühe Athem holend.

„Und Ihr liebt das Gold?“

Will lächelte nur.

„Ich glaube, Ihr habt keine besondere Liebe zu diesem Sir William Mowbray?“

„Ich hasse ihn!“ rief Will Sideler heftig; „der Narr hat mich mein Leben lang verfolgt! Zuerst hat er mich um meine Stelle als Wildhüter gebracht und zuletzt mir die eines Kaninchenwärters genommen; aber ich werde nicht sterben, ohne mich an ihm gerächt zu haben! Dieser Traum, diese Hoffnung folgt mir seit Jahren nach! Der Unterdrücker und der Unterdrückte werden gleich, wenn der Erste keine neue Tyrannei mehr zu verhängen, der Letzte keine neue Ungerechtigkeit mehr zu ertragen hat!“

„Wie so?“

„Es existirt keine Furcht mehr zwischen ihnen.“

„Der Tod Eures alten Herrn würde Euch also keinen großen Kummer machen?“

„Ungefähr eben so viel, als der einer Schlange, welche mich gestochen hat. Ich habe dieselben Gründe, den Einen wie die Andere zu hassen!“

Es folgte nun eine lange Unterredung mit leiser Stimme, während welcher sie ihre Sitze näher zusammenrückten. Die Worte kamen langsam aus ihrem Munde, wie wenn die Lippen ein Widerstreben hätten, sie auszusprechen. Miran glich einem gefallenen Engel, voll Verachtung und Abscheu für das Wesen, das ihn versucht. Der Ex-Kaninchenwärter war das Bild der Habsucht, die zu den Füßen des Mannes kriecht und ihm ihre Seele anbietet. Die von dem jungen Mann für den schrecklichen Dienst, den er forderte, versprochene Summe schien Wills verstörtem Geiste fabelhaft; aber seltsam! so groß seine Liebe zu dem gelben Metall war, reichte Gold doch nicht hin, ihn zu einer Entscheidung zu bringen.

„Deine Seele ist sehr kostbar, Meister Sideler!“ sprach der Indier, in seinen Sessel zurücksinkend und den Elenden mit einer Miene betrachtend, in welcher sich Neugierde und Eckel seltsam mischten. „Die Summe, die ich genannt habe, würde das Gewissen eines Priesters und die Ehre eines Herzogs erkaufen . . . . Wohlan! so nenne Deinen Preis!“

„Des Goldes ist genug, und mehr als genug, aber ich verlange etwas Anderes.“

„Sprich es aus.“

„Meine alte Stelle als Wildhüter auf den Ländereien von Carrow; als sie mir entzogen wurde, wurden meine alten Freunde kalt gegen mich und meine Feinde spotteten meiner. Sie muß mir zurückgegeben werden. Versprechen Sie es mir, und unser Handel ist abgeschlossen. Ich bin überzeugt, Oberst Mowbray wird es Ihnen nicht abschlagen.“

Der Blick, wovon diese Bemerkung begleitet war, bewies Miran noch mehr als der Ton, in welchem sie erfolgte, daß Will Sideler von der Uebereinkunft, welche zwischen ihm und dem Bruder von dem, dessen Tod er wollte, bestand, unterrichtet war.

„Es sei!" sprach er; „der Platz, den Du begehrst, soll Dir werden!"

„Und das Gold?"

„Wird Dir bis auf das letzte Stück bezahlt, sobald Du den Preis verdient hast," erwiderte Miran verachtungsvoll; denn er war eines von jenen sich widersprechenden Wesen, welche die Leidenschaft wohl zu einem Verbrechen treiben kann, aber die niemals bis zur Gemeinheit sich erniedrigen.

„Hast Du immer die Mittel, in den alten Pavillon am Ende des Parks zu gelangen?" fragte er.

Sideler antwortete bejahend. Er konnte sich nicht allein den Eingang in das Gartenhaus verschaffen, wo er gewöhnlich die von der Aya an Miran geschriebenen Briefe holte, sondern wußte, wenn es nöthig war, selbst in die Abtei zu dringen.

„Vertrauen Sie mir!" setzte er hinzu; „ich habe lang über das, was Sie wünschen, nachgedacht, ich habe alle möglichen Fälle berechnet."

„Und warum hast Du es nicht ausgeführt?"

„Es mangelten mir zwei Beweggründe. Die letzte Beschimpfung und der Lohn. Sie liefern den Einen, Sir William Mowbray die Andere!"

Von Neuem legte Miran Gold in die Hand des Frevlers, dessen Augen bei seinem Empfang funkelten.

„In einigen Tagen," murmelte er, „sollen Sie Nachrichten von mir haben . . Nachrichten, welche das ganze Land in Aufregung bringen werden!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Seit dem Tag der Abreise der jungen Wanderer hatte sich eine düstere Traurigkeit der Bewohner der Abtei Carrow bemächtigt; selbst die Dienerschaft fühlte deren eisigen Einfluß. Es schien, ein plötzlich in die düsteren Mauern eingedrungener Sonnenstrahl sei eben so plötzlich wieder daraus verschwunden. Die Abwesenheit von Henry Ashton und Walter Mowbray, dessen kurzer Aufenthalt wieder ein wenig Leben und Bewegung in das Herrenhaus gebracht hatte, ließ es jetzt nur um so einsamer erscheinen. Es ist das Privilegium der Jugend, über ihre ganze Umgebung den Schimmer ihrer Träume und Hoffnungen auszubreiten; kann sich das Alter daran nicht betheiligen, so ist es wenigstens voll Sympathie für die jungen Leute, in welchen es, wie in einem Spiegel, den Widerschein seiner eigenen vergangenen Freuden und Vergnügungen erblickt.

Arme Ellen! Die Trennung von ihrem Geliebten war der erste ernstliche Kummer, den sie seit ihrer Eltern Tod erfahren hatte, und ihr Herz verwelkte gleich einer zarten Blume, die des Thau's beraubt

ist, der ihre Blätter erfrischt und ihren Duft und ihre Schönheit erhöht hat.

Wie oft rief sie sich jedes Wort zurück, welches der Abwesende gesprochen hatte, seine Gedanken und Blicke, wenn er mit ihr am Ufer des See's spazieren ging, oder zu ihren Füßen auf einer Beuge Kissen sitzend, mit lauter Stimme ein Blatt aus einem Lieblingsdichter vorlas, bei jedem Vers anhaltend, um einen Theil an dem Vergnügen zu haben, das sie dabei empfand, um ihr in das Gesicht zu schauen und durch eine beredte Thräne, die an den langen Lidern ihrer gesenkten Augendeckel zitterte, für seine Lectüre belohnt zu werden!

Aber ihr Schmerz war nicht ohne Hoffnung. „Er wird wieder kommen!" sprach sie bei sich; und ihr Herz bebte bei dem Gedanken und sie fand darin den nöthigen Muth, um gegen die Empfindungen, welche sie niederbeugten, anzukämpfen.

Kam ihr zuweilen der Gedanke, er möchte in jenem schönen Land vielleicht ein Mädchen finden, seiner würdiger, als sie selbst, so stieß sie denselben sogleich als einen Act des Verraths gegen den Abwesenden zurück und wiederholte zur Sühne ihre Versprechungen der Beharrlichkeit und Treue.

Er hatte wohl Recht, jener Dichter des Alterthums, welcher sagt: „Gott ist Liebe!" Denn die Liebe bethaut die schwächste Seele, gewährt ihr Kraft und Ausdauer, lehrt das Herz zu glauben der Vernunft zum Trotz, zu vertrauen, ungeachtet des Zweifels. Sie erfüllt es mit der reichsten Harmonie und bringt es dazu, die Schönheiten der Natur besser zu schätzen. Die Liebe ist die Seele des Uni-

versums; ohne sie wäre die Welt nur eine Wüste, das Leben eine Marter und kein Genuß.

Die Liebe hat ihre Leiden, wie der Frühling seine Regengüsse; ohne diese würden die Gefühle gleich den Blumen bei der allzu großen Sonnenhitze vertrocknen.

Die auf den Baronet hervorgebrachte Wirkung war nicht weniger sichtbar. Er war düster und schweigsam geworden und schloß sich in seine Bibliothek ein, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen oder Vergessenheit in denen Anderer zu finden. Nie klärten sich seine Züge zu einem Lächeln auf, außer wenn Ellen ihn besuchte; dann strengte er sich aus Liebe zu ihr an, heiter zu scheinen.

Mehr als einmal machte ihm sein edles Herz die ertheilte Erlaubniß zur Abreise ihres Geliebten als eine Handlung der Selbstsucht zum Vorwurf, so scrupulös war er in der Zergliederung seiner eigenen Gefühle, so nachsichtig für diejenigen Anderer.

Was den alten Martin betraf, so kamen der Beschließer und Mrs. Jarmy in der Versicherung überein, er sei noch mürrischer und schweigsamer als sonst geworden; man vermochte nicht eine Sylbe aus ihm herauszubringen. Sobald er sein Essen zu sich genommen hatte, flüchtete er sich in den Stall und brachte oft die Hälfte der Nacht damit zu, im Park und um die Abtei herum zu streifen.

Kitty, die jüngste der Dienerinnen, welche in den Augen der übrigen Hausgenossenschaft für sehr unbedachtsam galt, in Betracht, daß sie erst vierundvierzig Jahre alt war, behauptete, der alte Martin sei geistesschwach geworden; und Nicholls, der alte

Beschließer, war beinahe derselben Meinung, wiewohl er es nicht zu sagen wagte. Die Aya allein schien über die Abreise der jungen Leute erfreut. Es lag in ihrem Benehmen und in ihren schwarzen Augen etwas Spöttisches, wenn sie die Aeußerungen des Bedauerns und die Vermuthungen derer, welche in ihrer Nähe waren, hörte. Die würdige Haushälterin kränkte sich schwer darüber und erklärte mehr als einmal, die Indierin scheine ein böser Geist zu sein, der seine Freude an der von ihm verursachten Betrübniß habe.

Martin dachte ebenso; aber er drückte seine Meinung nicht so offen aus. Doch konnten diejenigen, welche den Alten verstanden, nicht daran zweifeln, daß er eine lebhafte Antipathie gegen Zara hege, deren sämmtliche Bewegungen er seit mehreren Wochen beobachtete.

Ellen war länger als gewöhnlich in der Bibliothek geblieben, um mit ihrem Onkel, der immer niedergeschlagener schien, zu schwatzen. Allmählig setzten sich die Empfindungen des Mädchens in Einklang mit dem Ton von Sir William, dessen ernste und melodische Stimme sie über die Zukunft sich verbreiten hörte. Sprach er von Henry und ihr, war er voll Hoffnung und Verheißungen; machte er eine Anspielung auf sich selbst, so geschah es nur mit Trauer, aber ohne Furcht.

„Träume, liebe Ellen!“ sagte er, „denn das Leben hat für Dich noch viele glänzende und frohe Stunden; daran zweifeln und unser Vertrauen auf die Tugend zu zerstören suchen, hieße die Güte der Vorsehung anklagen! Ich werde nicht lang genug

leben, um Zeuge Eures Glücks zu sein; aber wenn es den Todten erlaubt ist, auf die Erde zurückzukehren, wird meine Seele über Euch wachen und Eure Freude theilen!"

„Sprechen Sie nicht vom Tode!" rief Ellen, indem sie mit kindlicher Liebe die Arme um den Hals ihres Oheims schlang und mit unschuldigem Vertrauen seine edeln Züge betrachtete, die der Kummer mehr als die Zeit gealtert hatte. „Warum diese traurigen Ahnungen?"

„Ich kann mich ihnen nicht entziehen; sie folgen mir wie mein Schatten! Ich habe dagegen gekämpft, aber vergeblich; es gibt Sympathien und Warnungen, die man nicht erklären kann. Weißt Du nicht, daß Umbreville von Mowbray, einer unserer Vorfahren, seinen Tod am Vorabend der Schlacht von Mowbray vorhergesagt hat?"

„Aber Sie stehen nicht am Vorabend einer Schlacht," erwiderte seine Nichte, ein Lächeln versuchend; „er war auf dem Punkte, sich in ein wüthendes Handgemenge zu stürzen, in dem viele Menschen ihr Leben lassen mußten und viel Blut vergossen wurde."

„Ich kann nicht vernünfteln, Ellen, ich kann nur fühlen. Seit mehreren Tagen beugt diese Ahnung mich nieder. Wenn ich mit Dir darüber gesprochen habe, so denke nicht, daß es aus Schwäche geschehe; o nein! aber ich wollte Dich auf den Verlust dessen vorbereiten, der Dich wie seine eigene Tochter geliebt hat!"

Der Kopf der Waise senkte sich, gleich einer

zarten Blume, die von Thau überladen ihren Stiel hängen läßt.

„Ich habe alle menschlichen Mittel angewendet, Dein Glück zu sichern," fuhr Sir William fort; „kein strenger Vormund wird sich, wenn ich todt bin, zwischen Dich und Deinen Geliebten stellen. In meinem Testament habe ich ohne Bedingung in Deine Heirath mit Henry Ashton gewilligt."

Das gute, liebende Mädchen war allzu gerührt, um eine Antwort zu geben. Sie zerfloß in Thränen und stützte den Kopf an die Brust ihres zweiten Vaters.

In diesem Augenblick schlug die Thurmuhr Eins nach Mitternacht.

„So spät schon!" rief der Baronet erstaunt, indem er einem Diener klingelte, um seine Nichte auf ihr Zimmer zu führen. „Gute Nacht, Ellen. Die Zeit flieht so schnell, wenn man mit denen, die man liebt, sich unterredet, daß ich ihren Lauf nicht bemerkt habe!"

Er machte sich sanft von ihrer Umarmung los und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Die Diener sind alle zu Bett gegangen," sagte er. „Macht nichts, ich will Dich selbst bis an's Ende der Gallerie geleiten."

Ellen wollte nicht, daß er die Bibliothek verlasse. Sie wußte, er ging nicht gern durch den Saal, wo sich das verschleierte Bild seiner treulosen Frau befand. Sie hatte keine kindische noch abergläubische Furcht und lehnte sein Anerbieten bestimmt ab.

„Sie spotten meiner, Onkel!" sprach sie, eine der Kerzen vom Tische nehmend. „Was habe ich

zu fürchten? Ich kann durch die Gallerie so gut im Finstern, wie am hellen Tage gehen. Ich bin kein Kind, das vor einem Schatten erschrickt."

Sir William lächelte mit trauriger Miene, denn er errieth den Beweggrund seiner Nichte, und sagte ihr noch einmal gute Nacht.

Ellen trat in den großen Saal, wo noch eine Lampe brannte; schritt dann, nachdem sie die massive Treppe von geschnitztem Eichenholz hinaufgestiegen war, durch den nördlichen Corridor, welcher auf eine der Thüren der Gemäldegallerie auslief. Im Augenblick, da sie diese Thüre öffnete, löschte ein Luftstrom ihre Kerze aus. Sie hielt einen Augenblick ein, dann erinnerte sie sich plötzlich, ein Fenster offen gelassen zu haben, und schämte sich dieser augenblicklichen Zögerung.

„Ich brauche nur hier durchzugehen," sprach sie bei sich, „um nach meinem Zimmer zu gelangen, wo Zara ohne Zweifel unnütz die Zeit damit verliert, auf mich zu warten."

Sie wußte im ganzen Hause so genau Bescheid, daß sie ihren Weg mit verbundenen Augen gefunden hätte. Bereits hatte sie die Hälfte der Gallerie durchlaufen, als ein schwacher Laut, begleitet von einer Art leichten Anstreifens, an ihr Ohr schlug. Sie glaubte anfänglich, ihre Einbildungskraft täusche sie; aber das Geräusch wiederholte sich. Ohne ihren Gang zu verkürzen, wandte sie den Kopf nach der Seite, von wo diese Töne kamen, und erkannte undeutlich etwas Dunkles, das sich neben einem großen indischen Schrank niederdrückte und zwei Augen, die

gleich denen eines Tigers in der Finsterniß glänzten, auf sie heftete.

Wie schlug der Waise das Herz! Sie konnte beinahe das Klopfen desselben hören. Doch hielt sie nicht an, stieß keinen Schrei aus, wiewohl der Ton ihrer eigenen Stimme eine Erleichterung für sie gewesen wäre. Sie erinnerte sich der Worte, der Ahnungen ihres Oheims und die Liebe gab ihr verzweifelten Muth. Sie verfolgte stillschweigend ihren Weg, bis sie die Thüre am Ende der Gallerie erreichte. Aber als sie ihre Hand auf den Knopf setzte, zitterte sie so heftig, daß sie ihn nicht zu drehen vermochte. Zum Uebermaß ihres Schreckens glaubte sie einen leichten Schritt hinter sich zu vernehmen.

„Welcher dumme Mensch hat mit einem Schlüssel zugemacht?" rief sie.

Diese Worte retteten sie.... Der Schritt hielt an.

Dann faßte sie den Knopf mit einer krampfhaften Anstrengung, brachte ihn endlich zum Drehen und trat in einen zweiten Corridor, an dessen Ende sich ihr Zimmer befand.

„Bringe mir ein Licht, Zara!" rief sie mit möglichst fester Stimme; „das meinige ist verlöscht."

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre ihres Zimmers, und die Aya erschien, eine brennende Kerze in der Hand.

Trotz ihres bösartigen und treulosen Characters liebte die Indierin Ellen mit einer Zärtlichkeit, welche nur ihrer Hingebung an Miran-Hafaz nachstand; und als sie die bebende Lippe, die blasse Wange

und den erschrockenen Blick des Mädchens wahrnahm, fragte sie, was sich zugetragen habe.

Zum Glück sprach sie hindostanisch.

„Still! nicht ein Wort!“ antwortete Ellen in derselben Sprache. „Es ist ein Räuber in der Gallerie: ich sah den Blick seines wilden Auges auf mich geheftet.“

Die Aya zog eine lange, glänzende Klinge aus den Falten ihres Gewandes hervor und pflanzte sich mit der Schnelligkeit des Gedankens zwischen ihrer jungen Herrin und der Thüre der Gallerie auf. Diesen Augenblick war sie wahrhaft schön in ihrer Treue, wüthend gleich einer Löwin, die ihre bedrohten Jungen beschützt, schnaubend vor Zorn, mit der Hand die Waffe umschließend, deren sie sich gut zu bedienen wußte.

„Fürchten Sie nichts,“ flüsterte sie; „man wird vorher all mein Blut vergießen müssen, ehe man zu Ihnen gelangt.“

„Nicht mein Leben ist bedroht,“ erwiderte die Waise, „sondern ein anderes, viel kostbarer als das meinige!“

„Welches denn?“ fragte Zara erstaunt.

„Das meines Onkels, meines theuren, geliebten Vormundes!“

Das Benehmen der Aya änderte sich plötzlich; sie wußte wahrscheinlich, wer der Räuber war.

„Ihre Einbildung hat Sie getäuscht,“ sprach sie kalt; „welche Gefahr könnte Ihrem düstern Verwandten in seiner eigenen Wohnung drohen? Kommen Sie in Ihr Zimmer.“

„Ich muß in die Bibliothek hinunter!“ erwiderte Ellen nachdrücklich.

„Sie sind närrisch! Sie träumen!“

Vergeblich flehte sie Zara an, sie zu begleiten; diese Frau glaubte nicht oder wollte nicht an eine Gefahr glauben, von der Sir William bedroht war. Verzweifelt über ihre Weigerung, riß Ellen ihr plötzlich die Kerze und den Dolch aus der Hand: so bewaffnet, fürchtete das liebende Mädchen nichts.

„Bleibe!“ sprach sie mit entschlossenem Ton. „Ich kann allein hinuntergehen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie auf einer andern Treppe, welche zu dem Domestiken-Gelaß führte.

„Ich muß ihr folgen!“ brummte die Aya; „wenn der Mann, den ich vermuthe, Ellen begegnete, so wird meine Gegenwart ihr zum Schutz gereichen.“

Im Augenblick, da sie hinabsteigen wollte, ging die Thüre der Gallerie halb auf und ein Mann schaute vorsichtig in den Corridor hinaus.

„St! Zara .... Zara .... sind Sie es?“ fragte er.

Es war der Ex-Kaninchenwärter.

„Ihr hier!“ rief die Indierin ungeduldig; „rettet Euch auf der Stelle. Wißt Ihr nicht, daß Ihr entdeckt seid?“

„Macht nichts!“

„Daß Lärm gemacht wird?“

„Ich weiß, wo ich mich zu verbergen habe; überdieß habe ich die Thüre am andern Ende der Gallerie verschlossen. Ich bin ein rechter Narr gewesen, mich von der Schlauheit dieses Mädchens täuschen

zu lassen. Hätte ich gewiß gewußt, daß man mich gesehen, ich würde sie erwürgt haben."

„Erwürgt haben!" wiederholte die Aya schaudernd.

„Ja . . . . ganz einfach."

„Wahnsinniger! Sie ist es, die ich mit meiner Milch genährt habe, und die derjenige, welchem Ihr dient, höher schätzt, als all sein Gold . . . . Und doch ist er reich, selbst in dem Lande der Fürsten! Hättet Ihr nur ein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt, Miran hätte Martern erfunden, Euch zu strafen!"

Will Sideler ließ eine Art erstickten Pfeifens hören, als wollte er sich Glück wünschen, keinen solchen Mißgriff gethan zu haben.

„Jetzt zieht Euch zurück!" setzte die Aya hinzu, „und seid in Zukunft vorsichtiger. Erinnert Euch, daß Miran-Hafaz ein ebenso furchtbarer Feind, als edelmüthiger Freund ist!"

„Ich bedarf Ihrer Warnung nicht. In dieser Affaire könnte ich ihm um des bloßen Vergnügens willen, ihm angenehm zu sein, Dienste leisten."

„Wie so?"

„Ich hasse Sir William Mowbray."

Die Aya lächelte, ohne ein Wort zu sprechen.

„Sie lächeln?" fuhr Will fort; „zweifeln Sie an mir?"

„Nein."

„Warum lächeln Sie dann?"

„Weil ich in Dir ein Wesen sehe, das nicht so gemein und käuflich ist, wie ich mir einbildete."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Sir William Mowbray saß ruhig in seiner Bibliothek, um einen seiner Lieblingsschriftsteller zu lesen, als plötzlich die Thüre aufging und Ellen eintrat, die Waffe, welche sie ihrer Amme entrissen, noch in der Hand haltend, das Gesicht blaß vor Schrecken und ihre schönen Haare, dem seidenen Bande, das sie zusammenhielt, entschlüpft, über ihre Schultern wallend. Der Baronet sprang auf bei der Annäherung seiner Nichte, die sich mit dem Rufe in seine Arme warf:

„Sie sind gesund und wohl! O, Gott sei gelobt, theurer Onkel!“

Dann erschlafften ihre Nerven wie die Saiten eines Instruments und sie brach, den Kopf an die Schultern ihres Vormunds gelehnt, in Schluchzen aus.

„Gesund und wohl?“ wiederholte der Baronet; „allerdings. Was konnte Dich denn so beunruhigen, mein liebes Kind?“

Mit einer von Seufzern und Thränen erstickten Stimme erzählte ihm die Waise das Abenteuer in der Gallerie, ihren Schrecken und ihre Flucht.

„Seltsam!“ sprach Sir William mit nachdenklicher Miene; „ich habe nur einen Feind in der Welt und er ist fern von England. Deine Einbildung muß Dir einen Streich gespielt haben.“

„Es war kein Phantom meiner Einbildung,“ erwiderte das erschreckte Mädchen, um sich schauend,

als ob sie die wilden, flammenden Augen noch einmal zu sehen erwartete. „Ich habe ihn gesehen .... ich habe ihn deutlich gesehen, niedergeduckt gleich einem Tiger, der im Begriff ist, seinen Sprung zu machen. Ich habe seinen verstohlenen Schritt auf dem Fußboden gehört, und das Echo dieses Schrittes kündigte Mord an, Meuchelmord, der sich in der Nacht verbirgt; ich habe seinen brennenden Athem auf meiner Schulter gefühlt, seinen Athem, der mein Herz und meinen Kopf mit Schrecken erfüllte .... Onkel," setzte sie hinzu, sich an ihn drängend, als wollte sie ihn gegen den Dolch des Mörders schützen; „lieber Onkel, wecken Sie das Haus; man suche Alles durch; ich bin überzeugt, daß Jemand in der Abtei versteckt ist. Vertrauen Sie dem Instinct eines Sie liebenden Herzens; die Warnungen der Liebe darf man nicht verachten!"

Wiewohl der Baronet weit entfernt war, sich überzeugen zu lassen, schien ihm doch der Schrecken seiner Nichte so wahrhafter Natur, daß er sich entschloß, ihrer Bitte Folge zu leisten. Nachdem er aus einer an der Wand aufgehängten Waffensammlung ein altes Schwert, das einem seiner Vorfahren zur Zeit der Bürgerkriege gehört hatte, ergriffen, nahm er eine Kerze vom Tisch und schickte sich an, die Bibliothek zu verlassen.

„Wohin wollen Sie?" fragte Ellen.

„In die Bildergallerie, mein Kind."

„Nein, nein .... nicht dahin, wenn Sie mich lieben. Die Glocke! die Glocke! warum habe ich nicht bälder daran gedacht?"

Das Alarmzeichen wurde sogleich gegeben, und

nach Verfluß einiger Minuten versammelten sich die Domestiken in dem großen Saal. Der Beschließer Nicholls, die Haushälterin, der alte Martin und die Aya kamen zuerst.

„Ist Jemand von Euch in der Bildergallerie gewesen?“ fragte der Baronet, sobald das ganze Haus beisammen war.

Alle Diener verneinten. Sie hatten keinen Grund, ihn zu täuschen; Sir William war die Güte selbst, und er begann zu glauben, Ellen könnte wohl Recht haben.

„Eure junge Herrin ist durch Jemand erschreckt worden, der sich daselbst verborgen hielt,“ setzte er hinzu. „Wenn Einer von Euch, gleichviel aus welchem Grunde, sich zu einer so vorgerückten Stunde dort befand, so gestehe er es. Der Fehler ist in jedem Fall verzeihlich.“

Zum zweiten Mal verneinten die Diener, dort gewesen zu sein.

Zara warf die Bemerkung ein, Ellen sei ein Opfer ihrer Einbildung gewesen. „In ihrer Kindheit,“ setzte sie hinzu, „hat eine Schlange sie heftig erschreckt, und seitdem ist sie immer für jeden Eindruck äußerst empfänglich.“

„So ist es, liebe Ellen,“ nahm der Baronet mit einem Lächeln wieder das Wort, „Deine Einbildung hat Dich getäuscht.“

Die Waise schüttelte den Kopf.

„Oder die späte Stunde,“ setzte ihr Oheim hinzu.

Sie war noch nicht überzeugt.

„Oder am Ende der Luftzug, der Deine Kerze ausgelöscht hat.“

„Das Alles, mein lieber Vormund, kann mich gegen das Zeugniß meiner Sinne nicht überführen. Ich habe mich nicht getäuscht; die Einbildungskraft hätte mir keine so wilden Augen vormalen können, wie die, welche mich anschauten, nicht jenen verstohlenen Gang, ähnlich dem des nach Blut lechzenden Tigers, nicht den brennenden Athem, den ich auf meiner Schulter fühlte; nein, nein.“

„Das ganze Haus ist hier beisammen,“ sagte die Aya.

„Es war keine Person vom Hause,“ erwiderte ihre Herrin.

„Und die Indierin weiß das wohl,“ sprach der alte Martin, der aufmerksam die Worte der Aya angehört hatte. „Es dient nicht zum Heil, daß sie hier ist. Ich habe sie oft mitten in der Nacht gleich einem bösen Geiste im Hause herumirren sehen; wenn das Unheil kommt, wird ihre Hand zu irgend einem Zwecke dahinter stecken.“

Zara richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf und heftete auf den Stallknecht einen so brennenden, drohenden Blick, daß die, welche sich zunächst bei ihr befanden, vor Schrecken zurückwichen; ihre Augen funkelten, wie die einer gereizten Klapperschlange, oder der noch furchtbareren Cobra.

„Und welches Unheil könnte das Kind erreichen, das sich mit meiner Milch genährt hat?“ fragte sie zornig. „Sollte ich, ihre Amme, ihre Mutter es sein, welche sie zu fürchten hätte? Die Liebe der Aya gleicht nicht der Sorge der kalten, blassen Töchter Europa's, die man kauft, verkauft; sie beginnt mit dem ersten Schrei des Kindes, das man ihr

anvertraut, und endet nur mit seinem letzten Seufzer über dem Grabe."

„Ihr seid im Irrthum, Martin," sagte der Baronet, gerührt von dem Ausruf der Frau. „Warum sollte Zara meiner Familie übel wollen?"

„Warum sucht dieselbe Sie zu überreden, Miß Ellen sei durch ihre eigene Einbildung erschreckt worden?" erwiderte der Stallknecht. „Erschreckt! wenn ich weiß, daß sie mehr Kraft und Muth hat, als die, welche sich stellen, als zweifelten sie an ihr."

Das war für Martin eine Rede von außerordentlicher Länge; denn er zeigte sich gewöhnlich so sparsam mit Worten, als mit seiner Gesellschaft. Jedermann, mit Ausnahme von Sir William Mowbray, war überzeugt, das Fräulein habe wirklich Jemand in der Gallerie gesehen. Wie die meisten Leute ihrer Classe, waren die Domestiken abergläubisch und Freunde des Wunderbaren.

„Miß Ellen wird vielleicht einem alten Mann seine Neugierde verzeihen, wenn ich einige Fragen an sie richte?"

Ellen nickte mit dem Kopf zum Zeichen der Zustimmung; sie war erfreut, Jemand zu finden, dem ihre Bedenklichkeiten nicht als das Resultat einer erschreckten Phantasie vorkamen.

„Befand die Person, welche Sie niedergeduckt gesehen haben, sich neben dem japanesischen Schranke?"

„Ja."

„Und haben Sie ein Geräusch gehört?"

„Nein."

„Nicht das geringste Geräusch?"

„Nein, außer das der Schritte.... doch, wartet!

ja, ich erinnere mich, meine Aufmerksamkeit wurde zuerst nach dieser Seite durch etwas wie das Geräusch von dem Drücker einer Pistole, den man knacken läßt, hingezogen."

Das Gesicht des alten Martin verdüsterte sich noch mehr; er murmelte kopfschüttelnd, man müsse dem für die Zukunft vorbeugen.

„Ihr glaubt also, daß Jemand in der Gallerie verborgen war?" fragte der Baronet.

„Ich bin davon überzeugt, Sir William."

„Aber wie konnte er dahin gelangen?"

Martin schwieg still.

Sein Herr erinnerte sich dessen, was derselbe ihm bezüglich der geheimen Eingänge und verborgenen Zuflüchtsstätten der Abtei gesagt hatte, und begriff den Grund seiner Zurückhaltung. Nachdem er ein Licht aus den Händen von einem der Diener genommen, bot er Ellen den Arm und wandte sich, gefolgt von dem ganzen Hause, der Gallerie zu. Ueberall herrschte Stille; es war finster wie das Grab. Man konnte nicht das geringste Anzeichen von der Gegenwart eines Fremden entdecken.

Am Ende der Gallerie angelangt, küßte der Baronet seine Nichte, wünschte ihr eine gute Nacht und entließ alle Diener mit Ausnahme von Martin.

Ellen wäre noch gern bei ihrem Oheim geblieben, aber er wollte nicht, daß sie die Nacht schlaflos zubringe.

„Fürchten Sie Nichts, Ellen," sagte ganz leise der alte Stallknecht zu ihr; „Sir William ist jetzt, da ich die Gefahr kenne, in Sicherheit; man müßte geschickt sein, um mich zu täuschen."

Ein wenig beruhigt durch diese Worte, willigte die Waise ein, sich zurückzuziehen; die Dienerschaft begab sich, zwei und zwei, oder drei und drei, nach ihren Zimmern. Ein Schrecken ohne Namen lastete auf ihren Geistern; das Echo der Schritte reichte hin, ihnen Herzklopfen zu verursachen, und sie schritten stillschweigend durch die langen Corridors der Abtei.

„Zara," sprach Ellen, sobald sie die Thüre ihres Zimmers erreicht hatte, „Du hast einen gefährlichen Pfad betreten."

Die Aya blickte sie an und lächelte.

„Er kann zu meinem Grabe führen," fuhr das Mädchen fort, „aber niemals . . . . niemals zu dem Ziel, wornach Du trachtest! Verlaß ihn aus Liebe zu der, welche Du genährt hast!"

Die Indierin wandte sich kalt ab. Sie war eine jener Personen, welche niemals ihren Planen entsagen.

„Es sei," sprach Ellen mit einem Seufzer, „ich bin für den Kampf gewaffnet!"

Der Baronet war nicht sobald allein mit Martin, als dieser rasch die Thüren der Gallerie schloß und sich dann nach dem alten lackirten Schrank wandte. Nachdem er einige Zeit in dem Gesims des Täfelwerks neben dem Schrank gesucht hatte, drückte er auf eine Feder, worauf ein Feld mit einem leichten, dem eines Pistolendrückers ähnlichen Geräusch sich drehte. Man entdeckte jetzt einen schmalen Gang zwischen der Mauer und dem Getäfel.

„Wohin führt er?" fragte der Baronet überrascht.

„Nach dem Souterrain, welches mit dem nördlichen Flügel der Abtei in Verbindung steht," antwortete Martin.

Der nördliche Flügel war seit langer Zeit geschlossen und unbewohnt.

„Das verdient Beachtung," sprach der Baronet, der ernstlich beunruhigt zu werden anfing.

Martin nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Aber ich begreife noch nicht," fuhr Sir William fort; „ich glaubte, Ihr wäret allein mit den Geheimnissen des Herrenhauses bekannt."

„Ich glaubte es auch; aber der, welcher sie mir entdeckt hat, kann sie auch einem Andern gezeigt haben."

„Und dieser Andere, kennt Ihr ihn?"

„Ja."

„Er heißt?"

„Will Sideler."

Beim Namen des Ex-Kaninchenwärters lief ein eisiger Schauder durch die Adern des Baronets. Es war eines jener schleichenden, krankhaften Gefühle, wovon diejenigen, sagt man, heimgesucht werden, welche die Stelle betreten, wo ihr Grab sein wird.

Neununddreißigstes Kapitel.

Seit der Nacht, wo Ellen Will Sideler begegnet, war sie völlig niedergeschlagen. Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde sie dem Aberglauben zugänglich und theilte die Vorahnungen ihres Oheims. Oft, wenn sie Abends auf ihrem Zimmer saß, um auf die gemessenen Schritte des alten Martin zu hören, der auf dem Parquet der Bildergallerie auf- und abschritt, warf sie einen vorwurfsvollen Blick auf die Aya, deren Ungläubigkeit, wie sie wohl fühlte, nur erheuchelt war.

Die Abenteuer jener Nacht hatten das zwischen ihnen bestehende Vertrauen zerstört.

. . . . . .

Der Abend war stürmisch; der Westwind heulte und seufzte gleich einem belebten Wesen um die Giebel und Thürmchen der alten Abtei, und der Regen fiel mit jenem düstern, monotonen Geräusch, welches auf ein baldiges Aufhören desselben nicht hoffen läßt.

Zara saß nach ihrer Gewohnheit auf einer Beuge Kissen in dem Schlafzimmer ihrer jungen Herrin und wandte ihre Augen nach der Pendeluhr, deren trauriges Tic-Tac man vernahm. Ellen sah die Bewegung und beantwortete ihren Blick:

„Ich werde mich noch nicht zur Ruhe legen."

„Es ist spät!"

„Macht nichts, Zara, ich kann nicht schlafen. Ich bin von einer Ahnung drohenden Unheils niedergedrückt. Der Schatten des Todes scheint auf das Haus gefallen zu sein!"

„Es ist wahrhaftig ein trauriger Aufenthalt," sagte die Aya mit gleichgültigem Ton, „und es wundert mich nicht, daß Sie, im Lande der Sonne und der Blumen erzogen, den schwächenden Einfluß davon empfinden. Dieses Haus gleicht eher einem Grabe, als der Wohnung von Lebenden. Ach, daß wir nach unserem Indien zurückkehrten, wo wir so glücklich waren!"

Es war nicht zum ersten Mal, daß Zara dieses Verlangen ausdrückte, und in wenig respectvollen Ausdrücken für den Baronet. Ellen hatte diese Sprache aus Neigung zu ihrer Amme ertragen; denn sie glaubte noch an deren Liebe, wiewohl ihr Vertrauen auf deren Treue erloschen war.

„Du kannst dahin zurückkehren, wenn es Dir beliebt," erwiderte sie, „ich bin nicht so selbstsüchtig, um Dich fern von Deinem Geburtsland zurückhalten zu wollen. Du brauchst nur meinen theuren Oheim Dein Verlangen wissen zu lassen, und er wird sogleich die nöthigen Maßregeln zu Deiner Abreise einleiten, unter Beweisen von Dankbarkeit, die Dich in den Stand setzen werden, den Rest Deiner Tage in Glück und Behaglichkeit zu verleben."

„Und Sie?" sagte die Aya, einen fragenden Blick auf ihre junge Herrin heftend.

„Ich bleibe in dem Lande meiner Vorfahren. Was soll ich in Indien thun, wenn alle Bande der Familie und Zuneigung mich hier zurückhalten?"

„Indien bewahrt aber die Asche derer, welche Ihnen das Leben gegeben haben!" erwiderte die Amme bitter.

Ellen zerfloß bei dieser neuen Anspielung in

Thränen; da sie aber im Grunde ihres Herzens fühlte, daß dieser Vorwurf unverdient war, erhob sie unwillig den Kopf.

„Deßhalb wird mir auch Indien immer heilig sein," sagte sie. „Ich bin keine von den Personen, welche flüchtig lieben und leicht vergessen."

Zara antwortete nur mit einem sarkastischen Lächeln.

„Ich wiederhole es Dir," fuhr das edle Mädchen fort, „wiewohl Dein Argwohn diese Erklärung nicht verdient, mein Herz ist gegen Alle, die ich geliebt habe, dasselbe geblieben."

„Und Miran-Hafaz?"

„Kann für mich noch ein Bruder sein . . . . mehr nicht."

„Die brüderliche Liebe ist nicht das, was er sucht; sein Herz brennt von einer edleren Leidenschaft; er möchte Sie seine Frau nennen, Sie in das Land zurückführen, wo er den Rang unter den Edelsten hat . . . . und Sie stoßen ihn zurück."

„Ja."

„Warum?"

„Weil ich einen Andern liebe."

„Einen Bauern!" erwiderte Zara mit einem Lächeln der Verachtung; „den Sohn oder Neffen eines einfachen Ackersmannes."

„Du vergissest," fiel Ellen ein, deren liebendem Herzen es ein Verrath schien, nur einen Augenblick auf Worte der Herabwürdigung dessen zu hören, der ihr Abgott war; „Du vergissest, daß derselbe Vorwurf auch Miran-Hafaz trifft."

„Wie so?"

„Weil er der Enkel des Hausmeisters von meinem Oheim ist . . . . Aber genug davon! Ich weiß nicht, warum ich mich dazu erniedrige, die Wahl meines Herzens zu rechtfertigen! Ich fühle, Zara, daß Du mich nicht mehr liebst, wie ehemals. Das Band des gegenseitigen Vertrauens ist zerrissen . . . Es wäre besser, uns zu trennen."

„Uns trennen!" wiederholte die Aya, „niemals! Ihre Bosheit kann mich betrüben; mich von Ihnen treiben wird sie niemals . . . Ich Sie nicht lieben!" setzte sie bitter hinzu, „Sie, die das Licht meines Lebens, das Blut meines Herzens ist! Ha! ich kann in England sterben, aber ich kann es nicht verlassen, ohne daß Sie diesen Vorwurf zurückgenommen haben! Sie lieben mich nicht mehr!"

Die Waise wurde von dem leidenschaftlichen Ton der Indierin gerührt und dachte, sie habe dieselbe zu strenge beurtheilt. Sie näherte sich den Kissen, setzte sich auf den Teppich, nahm Zara's Hand in die ihrige und sprach zu ihr:

„Wenn ich verändert bin, an wem liegt die Schuld? Warum die hassen, welche ich liebe? Warum mit so viel Geringschätzung von meinem Oheim, von dem jungen Mann reden, der mir das Leben gerettet hat und dessen Stelle kein Anderer in meinem Herzen einnehmen wird? Ist das klug, Zara, ist das edelmüthig?"

„Dieser junge Mann ist ein Bauer."

„Aber ich liebe ihn! ich würde ihn nicht mehr lieben, wenn er ein Prinz wäre."

„Mit ihm werden Sie in England zurückbleiben müssen!"

„In jedem andern Lande würde ich verwelken; der Orient ist für mich wie ein Traum meiner Kindheit; ein Feenland, das sich für den Ernst des reifen Alters nicht schickt . . . Du vergissest, daß ich dem Blute nach Europäerin bin!“

Ein heftiger Donnerschlag entlud sich über der Abtei; die beiden Sprecherinnen sprangen auf.

„Legen Sie sich nieder!“ sagte Zara; „das ist keine Nacht zum Wachen!“

„Ich kann nicht schlafen!“ rief das Mädchen, an das Fenster tretend, „alle meine Unglücks-Ahnungen kehren wieder! Wolle Gott in dieser traurigen Nacht über meinen theuren Onkel wachen!“

„Und was fürchten Sie für ihn?“

„Was weiß ich? Könnte ich die Gefahr voraussehen, würden wir derselben vielleicht entgehen. Aber ich habe weder jene schrecklichen Augen vergessen, welche sich in der Bilder-Gallerie auf mich geheftet haben, noch den Schritt, den ich hörte und der mir gleich dem eines Mörders vorkam, der sein schlafendes Opfer beschleicht. Wenn ihm ein Unheil begegnete, mein Herz könnte es Dir nie vergeben!“

„Und warum nicht?“ fragte die Aya im Tone der Ueberraschung und Unruhe.

„Du hast meinen Onkel getäuscht; aber mich konntest Du nicht täuschen. Etwas sagt mir, daß Du dem Gespenst in der Gallerie nicht fremd bist . . . . daß Du vielleicht die Mitschuldige seiner Plane bist!“

„Mitschuldige seiner Plane!“ wiederholte Zara mit Geringschätzung. „Mitschuld und Plane existiren nur in Ihrer Einbildung!“

Ein dumpfer Schrei, ein Seufzer, der diese

Worte Lügen zu strafen schien, erscholl durch den Flügel der Abtei, in welchem Ellens Gemach sich befand. Es lag in diesem Schrei etwas so Erschreckliches, daß das Mädchen nicht länger ihre Angst bemeistern konnte. Sie horchte: Alles war wieder still geworden. Sie hätte Alles in der Welt dafür gegeben, um noch den Schritt des alten Martin zu hören.

Das Fenster verlassend, von wo sie dem Kampf der Elemente zugesehen hatte, näherte sie sich der Thüre.

„Wohin wollen Sie?“ fragte Zara.

„Ich muß hinunter. Ich kann hier nicht athmen; die Luft ist hier erdrückend gleich einem Leichentuch, das über einen Lebenden geworfen wird!“

„Ellen, theure Miß Ellen!“ sagte die Aya, sie bei der Hand fassend und zu ihr mit einer gebieterischen Zärtlichkeit, wie in den Tagen ihrer Kindheit redend, „das ist eine Thorheit! Sie sind krank, Sie haben das Fieber! und die Störung Ihres Bluts theilt sich Ihrem Gehirn mit. Welche Gefahr kann Sir William mitten unter seinen Dienern drohen . . . . die ihn so sehr lieben?“ setzte sie bitter hinzu.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Waise, in Thränen ausbrechend. „Die Gottlosen allein können ihm übel wollen.“

„Morgen früh werden Sie über Ihre Schreckniſse lachen. Wohlan, gehen Sie zu Bette; ich werde die ganze Nacht bei Ihnen wachen! Sie können keine treuere Hüterin, als Ihre indische Amme haben!“

Und mit sanfter Gewalt führte sie ihre junge, unentschlossene Gebieterin zu Bette.

Aber zum zweiten Mal ließ sich jener Klageruf, der sie anfänglich erschreckt hatte, deutlich zwischen zwei Schlägen der Abtei-Uhr, welche Mitternacht anzeigte, vernehmen.

Ellens Zaudern hörte in einem Augenblick auf.

„Ich muß hinunter," sprach sie.

Die Aya faßte ihre Hand und drückte sie fest.

„Ich kann es nicht zugeben!" rief sie, „Ihre Gesundheit würde dabei leiden und . . . ."

Sie hatte nicht Zeit zu vollenden. Das Mädchen hatte sich mit einer Kraft, worüber sie selbst erstaunte, von ihrem Druck losgemacht und stellte sich mit zorniger Miene, das Auge voll Verachtung, vor sie hin.

„Das überschreitet alle Grenzen," sprach sie, „und nimmt den Schein eines Verbrechens an! Zurück, gedungenes Weib!" setzte sie hinzu. „Lerne, welches mein Platz ist und welches der Deinige. An mir ist es, zu gebieten, an Dir, zu gehorchen. Willst Du es wagen, der Tochter Deines verstorbenen Herrn Gewalt anzuthun, so versuche es; aber nur Gewalt wird mich hindern, das zu thun, was ich für meine Pflicht halte!"

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre des Zimmers und stieg eiligst die Treppe für die Dienerschaft hinab.

„Zu spät!" murmelte die Aya mit einem höllischen Lächeln; „zu spät!"

Vierzigstes Kapitel.

Ellen eilte durch die Bildergallerie mit einem Schritt, welchem Schrecken und Liebe Flügel verliehen; dann wandte sie sich nach der großen Treppe, welche zu der Vorhalle und der Bibliothek führte.

Ein oder zwei Mal hörte sie auf ihrem Gang einen klagenden Ton, der sich in einen Seufzer verwandelte, als sie sich den Gemächern ihres Oheims näherte. Sie hielt still, um zu horchen; aber Alles schwieg von Neuem; Tod und Stillschweigen schienen von dem düstern alten Herrenhause Besitz genommen zu haben; selbst die Echo's waren, ungetreue Wächter, eingeschlafen.

„Muth!" sprach sie bei sich, indem sie ihre Hand auf das Herz drückte, um dessen Klopfen zu unterdrücken; „Gott wird mir Kraft geben! Muth! Muth!"

Die Waise hatte den Fuß auf die letzte Stufe gesetzt; von hier übersah sie die ganze Vorhalle; die Thüre der Bibliothek stand offen; das Licht, womit das Gemach erleuchtet war, warf seinen Schein bis auf die Platten des Vorsaals und prallte von den blanken, stählernen Waffenrüstungen zurück, welche in den Nischen rings herum angebracht waren.

Plötzlich verdunkelte sich theilweise der Schein, wie wenn der Schatten von Jemand in der Bibliothek zwischen das Licht und die Thüre getreten wäre.

„Wachen Sie noch, lieber Onkel?" rief Ellen.

Sie wartete auf eine Antwort, aber vergeblich.

„Onkel, lieber Onkel!" begann sie wieder mit einer weniger sicheren Stimme, „ich komme zu Ihnen; ich bin erschreckt worden und kann nicht schlafen!"

Der Schatten, welcher bei dem ersten Laut ihrer Stimme unbeweglich geworden war, verschwand in diesem Augenblick und die Thüre der Bibliothek schloß sich mit einem Geräusch, das durch das ganze Hauz ertönte. Ellen hörte sogar deutlich einen Riegel vorschieben.

Alle ihre ersten Schrecken kehrten wieder, denn der Vorsaal befand sich jetzt in vollständiger Finsterniß. Eine schreckliche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Zum Glück erinnerte sie sich, daß das Seil zur Eßglocke im Bereich ihrer Hand war und sie faßte krampfhaft nach demselben.

Der eherne Ton weckte die alte Abtei. Man hörte in der Ferne Thüren auf und zu machen. Offenbar war das Haus alarmirt; aber die Thüre des Bibliothekzimmers blieb geschlossen und die Augen der Waise vermochten sich nicht davon loszumachen. Was hätte sie nicht darum gegeben, sich von einer geliebten Stimme rufen zu hören! Aber nicht das geringste Geräusch von dieser Seite. Jetzt begann sie ihr Geschrei mit den weiter reichenden Tönen der Glocke zu vermischen.

Nach einigen Minuten war Ellen von dem Beschließer und der andern Dienerschaft, Männern und Frauen der Abtei umgeben. Auf ihre wiederholten Fragen konnte sie nur mit halb erstickter Stimme antworten, indem sie auf die Bibliothek deutete:

„Da . . . . da . . . . rettet ihn!“

Alles stürzte nach der Thüre. Nicholls versuchte in seiner Eigenschaft als der älteste der Diener sie zu öffnen; aber sie war verriegelt.

„Erbrecht sie!“ rief man von allen Seiten.

Inzwischen war Mrs. Jarmy hinabgestiegen und beeilte sich, Ellen Beistand zu leisten, welche, von ihrer Aufregung überwältigt, eben auf einen der eichenen Bänke gesunken war.

„Ach! mein theures Fräulein, was ist geschehen?" fragte die alte Haushälterin.

Die Waise beschränkte sich, mit dem Finger nach der Thüre des Bibliothekzimmers zu deuten, welche man eben einzuschlagen beschäftigt war. Sie gab endlich den vereinten Anstrengungen der Dienerschaft nach und die Helle drang von Neuem in den Vorsaal.

Ellen einen Augenblick verlassend, traten Mrs. Jarmy, Nicholls und die Andern in das Zimmer, wo der Baronet sich gewöhnlich aufhielt. Ein Schrei des Entsetzens entschlüpfte jeder Brust, als sie die Schwelle übertreten hatten.

„Er ist todt!" murmelte Ellen, indem sie sich bemühte aufzustehen; „er ist todt!"

„Mord! Mord!" riefen die Domestiken.

Jetzt erhob sich die Waise mit der Entschlossenheit, welche die Verzweiflung gewährt. Schon war sie im Begriff, in die Bibliothek zu treten, aber die alte Haushälterin, welche an allen Gliedern zitterte, und deren Gesicht leichenblaß war, hinderte sie daran, indem sie dieselbe mit den Worten in ihre Arme schloß:

„Treten Sie nicht ein! Dieses Schauspiel würde Sie tödten!"

„Onkel! Theurer Onkel!" rief Ellen mit Anstrengung.

„Nachdem er hienieden gleich einem Märtyrer

gelitten hat," fuhr Mrs. Jarmy fort, „ist er jetzt ein Heiliger im Himmel. Muß ich so lang gelebt haben, um diesen traurigen Tag zu sehen!"

Niedergebeugt durch die Bestätigung seiner Besorgnisse, unterlag das arme Mädchen endlich der Erschöpfung seiner Kräfte und fiel in Ohnmacht. Es wurde von den Domestiken nach ihrem Bette gebracht und der Sorge der Aya anvertraut.

Die Scene, welche sich den Dienern des Baronets darbot, als sie in das Bibliothekzimmer drangen, war wohl geeignet, selbst Menschen zum Erzittern zu bringen, welche an die Schreckniſse des Kriegs gewöhnt und mit dem Seufzen der Sterbenden und mit dem Anblick des Todes vertraut waren.

In seinem Sessel lag der Leichnam von Sir William Mowbray, der Hals von einem Ohr zum andern abgeschnitten; das Blut hatte zu seinen Füßen eine Lache gebildet. Nichts deutete einen Kampf an; Bücher und Papiere lagen an ihrem Ort auf dem Tische; die angezündeten Kerzen waren nicht von der Stelle gerückt worden; ein langes, scharfes Messer, offenbar dasselbe, welches zur Ausführung des Verbrechens gedient hatte, lag auf dem Boden neben dem Opfer.

Der Mordruf, welcher der Dienerschaft im Angesicht dieses schrecklichen Schauspiels entschlüpfte, war nur der instinctartige Ausruf der Menschheit beim Anblick von Blut gewesen. Aber bald erzeugte sich die allgemeine Ansicht, der Baronet habe sich selbst entleibt.

„Gott verzeihe ihm!" rief der Beschließer, indem er mit gefalteten Händen und Augen voll Thränen

den Leichnam betrachtete. „Ich habe oft gefürchtet, es möchte so ausgehen; er ist so schmerzlichen Prüfungen unterworfen worden!“

„Wir werden niemals wieder einen so guten Herrn bekommen,“ sprachen alle die Andern.

„Was mich betrifft,“ fügte Nicholls bei, „so werde ich keinen andern mehr haben; das ist das Ende meines Dienstes!“

Ein Laut, der zugleich einem tiefen Seufzer und einem erstickten Aechzen glich, bewirkte, daß die erschreckten Zuschauer zusammenfuhren. Sie bildeten sich zuerst ein, der Laut komme aus der Brust des Leichnams.

„Gott steh' uns bei!“ sprach der Beschließer; „das ist wahrhaft eine Nacht der Prüfungen und Leiden für uns Alle!“

Der Seufzer wiederholte sich . . . und ihr Schrecken erreichte den höchsten Grad. Einige der Muthigsten schauten um sich und entdeckten in einem Winkel des Gemachs, halb verborgen von einem schweren Sammtvorhang, der das Fenster schmückte, den noch athmenden Körper des alten Dick Martin.

„Martin! Martin!“ riefen ein Dutzend Stimmen; „redet!“

Der Alte schwieg still.

Nachdem man ihn sachte aufgerichtet hatte, sahen seine Camaraden, daß der Hirnschädel theilweise eingeschlagen war. Der Stallknecht schaute ein- oder zwei Mal mit krassem Blick um sich, als wollte er sich dessen erinnern, was geschehen war, und versuchte mit der Hand nach seinem zerschlagenen Haupte

zu fahren; aber diese Anstrengung war für ihn zu schmerzhaft; er ächzte tief und versank wieder in einen Zustand vollständiger Fühllosigkeit.

Die Gegenwart des alten Martin in der Bibliothek gab dem Beschließer zufolge der Sache eine ganz andere Wendung.

„Wie war es möglich, daß Martin diese Wunde empfing?“ fragte der Eine.

„Was führte ihn zu einer solchen Stunde in die Bibliothek?“ sprach der Andere.

Sie schauten sich mit verzweifelter Miene an, wie wenn sie in dem Gesicht von einander die Antwort auf diese Fragen und den in ihnen aufsteigenden Argwohn lesen wollten: aber es war vergeblich. Alles war Verwirrung, Finsterniß, Ungewißheit in ihren erschreckten Herzen.

Boten wurden sogleich nach dem Pfarrhause und nach Bungalore-Hall geschickt, um von dem schrecklichen Ereigniß den Oberst Mowbray und den Doctor Orme, der außer seinem geistlichen Amte auch die Stelle eines Friedensrichters bekleidete, in Kenntniß zu setzen und nach der Abtei zu berufen.

Nicholls, welchem die Leitung des Hauses zufiel, ließ jetzt den leblosen Körper Martins nach dessen Zimmer bringen und forderte die Dienerschaft auf, das Bibliothekzimmer zu verlassen.

Mehrere murrten darüber. So groß war ihre Verehrung für ihren Gebieter, daß sie trotz aller Schrecknisse selbst seinen kalten, blutigen Leichnam nicht allein lassen wollten.

„Es muß sein,“ antwortete der Beschließer;

„ich kann jetzt nicht mehr an Selbstmord glauben. Sir William hatte ein zu starkes Herz dazu.“

„Was! er hätte sich nicht selbst entleibt?“ riefen die Andern.

„Nein; es ist ein Meuchelmord hier begangen worden,“ fuhr der Beschließer mit tief bewegter Stimme fort, „ein feiger, grausamer Meuchelmord!“

„Ein Meuchelmord!“

Das Wort wurde von den Zuschauern in leisem, wehklagendem Tone wiederholt und erhob sich wie die Stimme eines anklagenden Engels zum Throne des höchsten Richters. Das durchdringende Geschrei des Käuzchens, das mit seinem Flügel an das Fenster der Bibliothek schlug, wohin es durch den Lichtschimmer gezogen wurde, erhöhte noch den Eindruck des Schreckens.

Die Ansicht des Beschließers gewann endlich das Uebergewicht; die Domestiken willigten ein, das Gemach zu verlassen, dessen Thüre zugeschlossen wurde. Sie zogen sich zurück, aber nicht, um zu schlafen; das Entsetzen hatte den Schlaf verscheucht. Wie eine Truppe erschreckter Damhirsche blieben sie zu größerer Sicherheit beisammen; und anstatt nach ihren einzelnen Zimmern zurückzukehren, begaben sie sich in den gemeinschaftlichen Saal, um das Ereigniß der Nacht zu besprechen.

Kaum brach der Tag an, so fuhren mehrere Wagen an der Abtei vor. Der erste enthielt den Doctor Orme und den Oberst Butler, einen andern Friedensrichter, der sich auf Besuch in dem Pfarrhause befand.

Es waren nicht weniger als fünf Magistratspersonen und drei Geistliche im Salon versammelt, ehe Jemand von Bungalore-Hall anlangte.

„Endlich!“ rief Doctor Orme mit einer Miene der Genugthuung, als der Wagen von Sir Jasper Pepper mit Oberst Mowbray und dem Anwalt Impey erschien, welchen der Erstere bei der Durchfahrt im Dorfe mitgenommen, da er seinen Wirth von demselben als einem sehr brauchbaren Mann hatte reden hören.

„Das ist ein schreckliches Ereigniß, meine Herrn!“ sprach der Anwalt mit geschäftiger Miene; „ein schreckliches Ereigniß! Oberst Mowbray ist außer Stand, selbst zu handeln; wir müssen also an seiner Statt vorschreiten.“

„Gewiß! Gewiß!“

Um dem Oberst Mowbray Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war sein Gesicht mit einer tödtlichen Bläße bedeckt, seine Lippen bleifarbig. Sehr wenige seiner Freunde hätten ihn einer solchen Bewegung für fähig gehalten, besonders in einem Fall, wo es sich um einen Bruder handelte, mit welchem er, wie alle Welt wußte, seit langer Zeit nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden war.

Man schlug vor, sich nach der Bibliothek zu begeben.

Nicholls wurde gerufen. Die Hand des alten Dieners zitterte wie Laub, als er den Schlüssel umdrehte, um jene Personen in das Zimmer seines Herrn einzulassen.

„Mein Bruder! Mein armer Bruder!“ rief der Oberst mit einer Stimme, in welcher sich Schrecken

und Bewegung vermischten, beim Anblick des in seinem Sessel sitzen gebliebenen Leichnams. „So mußten also meine Besorgnisse am Ende zur Wahrheit werden!“

„Was besorgten Sie denn?“ fragte Doctor Orme, welcher nach Ueberwindung seines Schmerzes sich kein Wort entgehen ließ.

„Seinen Selbstmord!“ sprach der Oberst mit überraschter Miene, als ob darüber nicht der geringste Zweifel bestehen könnte.

Der Oberst Butler und der Rector besprachen sich einige Augenblicke mit leiser Stimme.

„Ich muß gegen einen solchen Schluß protestiren,“ sagte Doctor Orme.

„Ich auch,“ setzte sein Freund hinzu.

„Das Leben Ihres Bruders steht mit einer solchen Annahme in Widerspruch,“ fuhr der Rector fort.

Oberst Mowbray biß sich auf die Lippen; diese Worte ärgerten ihn sichtbar.

„Sie könnte auch die Gerechtigkeit bei ihren Nachforschungen auf Abwege leiten, was gewiß Niemand mehr bedauern würde als Sie.“

Es war unmöglich, eine weitere Maßregel in Abwesenheit des Coroners zu ergreifen, welcher jedoch bald darauf in Gesellschaft des Arztes eintraf. Dieser beschäftigte sich vor allen Dingen damit, die Wunde des Leichnams, die Art, wie die Halsmuskeln durchschnitten waren, so wie die Lage des Armes und der Hand zu untersuchen.

Inzwischen herrschte in dem Gemach eine Todesstille.

„Das ist kein Selbstmord!“ sprach der Arzt.

„Kein Selbstmord!“ wiederholte Oberst Mowbray; „was ist es also dann?“

„Ein Mord, Sir; ein schrecklicher, überlegter Mord. Nach der Beschaffenheit der Wunde und der Lage des Leichnams trage ich kein Bedenken, zu erklären, daß Sir William Mowbray meuchlings ermordet worden ist!“

„Guter Gott! . . . und von wem?“ fragte der Bruder des Baronets.

Der Arzt zuckte die Achseln; er konnte nicht errathen von wem.

In diesem Augenblick hielt eine Kutsche mit zwei Pferden vor der Abtei, und ein Mann stieg heraus, bleich und schwach, wie wenn er von einer Krankheit erstanden wäre.

„Gott sei gelobt!“ rief Doctor Ornie, als er das etwas bestürzte Gesicht von Mr. Elworthy erblickte. „Das macht sich glücklich! der Notar von Sir William!“

Der Rechtsmann bemerkte an der erschreckten Miene der Dienerschaft, daß irgend etwas Außerordentliches geschehen sein müsse; aber auf die schreckliche Scene, die sich ihm beim Eintritt in die Bibliothek darbot, hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Der Leichnam des Baronets saß noch in seinem Sessel, und seine Züge bewahrten bis in den Tod ihren ernsten und edeln Ausdruck. Der Coroner und mehrere Magistratspersonen beriethen sich, am Tische stehend, mit leiser Stimme. Aber was ihm am meisten auffiel, war die Bestürzung von Oberst Mowbray, welcher sich an ein Möbel lehnte, bleich

wie Kain, als die anklagende Stimme ihn zum ersten Mal fragte, was er mit seinem Bruder gethan habe.

Oberst Butler, der die Untersuchungen leitete, erklärte ihm in so wenig Worten als möglich, was sich zugetragen hatte.

„Armer Baronet!“ sprach der Notar mit einer Bewegung allzu wahr, als daß sie geheuchelt sein könnte; „er verdiente ein besseres Loos, denn als das Opfer eines Meuchelmords zu fallen!“

„Sie glauben also nicht an einen Selbstmord?“ rief Doctor Orme.

„Dazu müßte man sehr einfältig sein,“ erwiderte Mr. Elworthy. „Verzeihen Sie mir diesen Ausdruck; aber die Unterredungen, welche ich erst kürzlich mit meinem Clienten gehabt habe, sein Character, seine Gesinnungen, seine Grundsätze, Alles widerspricht einer solchen Annahme. Nein, meine Herren! sein Tod gehört zu einem niederträchtigen Complott, zu einem mit teuflischer Geschicklichkeit eingeleiteten und ohne die geringsten Gewissensbisse ausgeführten Complott! Nur einem Wunder verdanke ich es, daß ich nicht selbst Sir William in das Grab vorangegangen bin! Ich sollte das erste Opfer sein.“

„Sie?“ wiederholten Einige der Anwesenden.

Mr. Elworthy erzählte die letzten Umstände seines Besuches zu Carrow, wie er beauftragt worden war, das Testament des Baronets zu machen, und wie man ihm dieses Testament auf der Straße nach London gestohlen hatte. Er setzte hinzu, sobald sein Arzt in Colchester ihm die Reise gestattet

habe, sei er zurückgekehrt, um Sir William Vorsicht anzuempfehlen und ihn von dem Verlust des Testamentes in Kenntniß zu setzen, wodurch seine plötzliche Ankunft in der Abtei erklärt würde.

Dieser Bericht wurde mit dem größten Interesse vernommen. Das Abenteuer des Notars war ein Ring in einer Kette von Ereignissen, welche in den Mord auslief. Mechanisch wandten sich einige Blicke nach Oberst Mowbray, mehr aus Neugierde, als Argwohn.

„Und welches waren die Bestimmungen in meines Bruders Testament?" fragte er. „Verloren oder wieder gefunden, es wird mir gleich heilig sein!"

Der Zweifel, wenn ein solcher existirte, verschwand wie ein Unheil verkündender Schatten aus dem Geiste Derer, welche diese Erklärung gehört hatten. Und was noch mehr dazu beitrug, ihn zu zerstreuen, war die Bemerkung von einer der Magistratspersonen, welche zufällig Tags zuvor in Bungalore-Hall gespeist hatte. „Wie wenig waren wir," sprach er zum Oberst, „gestern Abend, als wir uns trennten, auf die traurige Nachricht von diesem Morgen gefaßt!"

Doctor Orme drückte, ohne ein Wort zu sagen, dem Bruder seines verstorbenen Freundes die Hand. Der würdige Mann machte sich Vorwürfe darüber, daß er ihn zu übereilt und zu streng beurtheilt hatte.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach," nahm Mr. Elworthy wieder das Wort, „wird Oberst Mowbray keine Gelegenheit haben, den würdigen und edel-

müthigen Entschluß, den er so eben aussprach, in Vollziehung zu bringen."

Man sah sich erstaunt an.

„Haben Sie das Testament wieder bekommen?" fragte Oberst Butler.

Der Notar verneinte.

„Dann hoffen Sie wenigstens es wieder zu bekommen?"

„Nein, für jetzt nicht; aber es sind zwei Testamente vorhanden, beide gesetzlich beglaubigt. Das Eine ist im Besitz meines Clienten geblieben; was das Andere betrifft, so kennen Sie dessen Schicksal bereits!"

Auf Begehren der Magistratspersonen durchsuchte der Arzt die Taschen des Opfers und brachte zwei kleine Schlüssel hervor, von denen der eine einen großen, eichenen Schreibtisch öffnete, wo Sir William gewöhnlich seine Papiere verwahrte, der andere zu den Schubladen des Tisches paßte, an welchem er erschlagen worden war.

Der Schreibtisch wurde zuerst von Oberst Butler untersucht; alle Schubladen wurden durchstöbert; aber man fand kein Testament. Die Papiere waren alle in Unordnung; man sah, daß man sie hastig durchforscht und wieder zurückgeworfen hatte; auch die Kleinodien waren verschwunden, gleichwie die Besitztitel von Carrow.

„Das ist seltsam!" sprach der Notar, „das ist seltsam! Der, welcher dieses schreckliche Verbrechen begangen hat, mußte mit Sir Williams Gewohnheiten wohl bekannt sein! Das letzte Mal, da ich mich bei dem Baronet in diesem Zimmer befand,

waren alle Familien-Kleinode und die Pergament-Urkunden in diesem Schreibtisch gleich dem Testamente. Offenbar ist neben dem Meuchelmord auch ein Diebstahl begangen worden.

Die andern Meubel des Gemachs wurden hierauf untersucht, deßgleichen alle Wandschränke, ohne daß man eine Spur von den Kleinodien, den Besitztiteln oder dem Testamente zu finden vermochte.

Dann begab man sich nach dem Zimmer, wohin Dick Martin gebracht worden war; man hoffte von ihm irgend einen Nachweis zu erhalten, der auf die Spur des doppelten Verbrechens leiten konnte, von dem sein Herr und er selbst die Opfer geworden waren. Der Alte lag auf dem Bette, welches seit fünfzig Jahren ihm gehörte. Die Ausstattung seines Zimmers characterisirte deutlich seine Gewohnheiten, seine Gesinnungen und seine Gemüthsanlage. Man sah an den Wänden alterthümliche Schabraken und Pferdegeschirre hängen, einige aus Elisabeths Zeiten herrührend. Es befand sich unter Anderem daselbst die carmoisinrothe, silbergestickte Sammet-Schabrake des gefürchteten Sir Richard Mowbray, Groß-Sherif unter Carl dem Ersten, so wie der famose Jagdsattel, welchen Martin in so hoher Verehrung hielt. Flaschen mit Arzneikräutern und Heilmitteln waren sorgfältig neben Werkzeugen der Thierheilkunde auf Gestellen an einander gereiht. Anstatt einer ehrlichen Bettdecke, nach dem Ausdruck von Mrs. Jarmy, welche an den Excentricitäten des Alten ein wenig Aergerniß nahm, hatte der Stallknecht auf seinem Lager

nur eine alte Pferdedecke; sie hatte der berühmten Stute Wasp gehört, deren Heldenthaten bei dem Turf und auf dem Schlachtfeld seit mehr als einem Jahrhundert den Stallbedienten der Mowbray Stoff zur Unterhaltung gaben.

Der Kranke litt sehr; er hatte die Zähne über einander gebissen und die Augen halb geschlossen. Mehrere seiner Camaraden, welche sein Bett umgaben, hatten vergeblich einen Bericht über die schreckliche Scene, welche vorgefallen war, von ihm herauszubringen versucht; aber er blieb stumm oder beantwortete alle ihre Fragen nur mit einem Stöhnen, indem er vergeblich die Hand nach seinem Kopf zu bringen sich bemühte.

„Hat er gesprochen?“ fragte der Arzt.

„Noch nicht, Sir,“ antwortete der Beschließer; „er hat sicherlich das Gehirnfieber; der Schädel ist ganz eingeschlagen.“

Der Arzt zog ein kleines Besteck aus der Tasche und begann sachte die weißen Haare Martins abzuschneiden. Nachdem diese Operation vollbracht war, legte er den Finger auf die Wunde. Der Alte schloß die Augen, indem er tief aufstöhnte.

„Es ist ein Schädelbruch!“ sprach der Arzt.

Es erfolgte eine allgemeine Stille. Oberst Butler glaubte einen Schimmer der Zufriedenheit auf Oberst Mowbray's Gesicht zu sehen. Täuschte er sich nicht, so dauerte er jedenfalls nur einen Augenblick, denn seine Physiognomie nahm sogleich wieder ihren ernsten und strengen Ausdruck an.

Eine der Magistratspersonen fragte, ob es kein

Mittel gebe, dem Kranken Heilung, oder wenigstens eine momentane Erleichterung zu bringen.

„Unmöglich!“ antwortete der Doctor, „oder doch so schwierig, daß kein Wundarzt es wagen würde, diese Kur zu unternehmen; das Alter des Kranken und die Natur der Wunde verbieten jede Hoffnung. Zum Mindesten wird er für den Rest seiner Tage blödsinnig bleiben; die Rückkehr der Vernunft dürfte seinem Tode nur sehr kurz vorangehen.“

Die wohlbekannte Geschicklichkeit des erfahrenen Arztes und die Bestimmtheit, womit er dieses Urtheil aussprach, machten einer weitern Besprechung über diesen Gegenstand ein Ende.

„Macht nichts!“ sprach Doctor Orme mit einem Seufzer der Resignation. „Gott wird das Verbrechen wohl an den Tag zu bringen wissen, wenn seine Zeit gekommen ist. Man kann sich den Blicken der Menschen entziehen, aber nicht dem Auge des höchsten Richters!“

Man kam überein, die gerichtliche Verhandlung am nächsten Tage vorzunehmen; darauf verließen der Coroner und die Magistratspersonen die Abtei. Oberst Mowbray und der Rector begaben sich nach Ellens Zimmer, die sich zum zweiten Mal verwaist sah. Auf Bitten des Erstern blieb Mr. Elworthy, um das Haus zu überwachen und die Nachforschung nach dem Testament fortzusetzen.

Oberst Mowbray hatte ein schweres Spiel zu spielen, nicht um die Gefahr von sich abzuwenden; er war von keiner bedroht. In der Nacht vor seines Bruders Tode hatte er in Gesellschaft zu Bungalore-Hall gespeist und konnte für den Fall

der Noth ein Dutzend Zeugen zum Beweis der Unmöglichkeit seiner Theilnahme an dem Verbrechen vorbringen; er war selbst nicht in Communication mit dem Mörder gestanden. Nie war zwischen ihm und Miran-Hasaz eine Sylbe über diesen Gegenstand gewechselt worden, was jedoch nicht hinderte, daß sie sich vollkommen verstanden.

Was er zu vermeiden hatte, war der stumme, oder ganz leise geflüsterte Verdacht, die Zweifel und Fragen, die sich ganz natürlich dem Geiste der Menschen darboten: „Wem bringt Sir Williams Tod Gewinn? Welches konnte der Beweggrund zu diesem Verbrechen sein?“ Die von ihm gegebene unbestimmte Erklärung, den letzten Willen seines Bruders befolgen zu wollen, mit oder ohne Testament, hatte auf einen Augenblick die Zweifel zerstreut und einen günstigen Eindruck hervorgebracht; aber dieser Eindruck konnte sich verwischen und die Zweifel wiederkehren.

Alles zusammengenommen, hatte die Affaire einen schlechten Verlauf genommen. Er fühlte, daß ein Verdict auf Selbstmord gegen das Zeugniß des Arztes und die Eindrücke der Dienerschaft nicht mehr zu hoffen war. Der Zustand von Dick Martin verhinderte gleichfalls eine solche Voraussetzung.

Er nahm sich also ernstlich vor, sich so wenig als möglich mit der ganzen Sache zu beschäftigen und Andern die Leitung des Verfahrens zu überlassen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Als Ellen wieder zur Besinnung kam, befand sie sich auf ihrem Bette, das Haupt an die Schulter ihrer treulosen Amme gelehnt.

Zara suchte durch ihre Liebkosungen die der Entdeckung des Mordes vorangegangene Scene aus ihrem Geiste zu verwischen. Die alte Haushälterin stand, von Schmerz und Entsetzen niedergebeugt, an ihrer Seite.

Das erste Wort, welches die Lippen Ellens aussprachen, war der Name ihres Oheims.

Mrs. Jarmy könnte nicht reden; sie drückte derselben ihr Mitgefühl und ihren Schmerz dadurch aus, daß sie ihr die Hand küßte.

„Seine Leiden sind geendet," sprach Zara; „die Finsterniß seines Herzens und seines Geistes ist jetzt gleicher Weise zerstreut. Er kennt jetzt nicht mehr die zerreißende Seelenangst und den Schmerz, der das Blut vertrocknet. Er hat den Frieden gesucht und er hat ihn gefunden!"

„Das ist eine Lüge!" rief das Mädchen mit plötzlicher Energie, „und diese abscheuliche Lüge soll in meiner Gegenwart nicht mehr wiederholt werden! Mein Onkel ist meuchlings ermordet worden .... grausam, niederträchtig ermordet worden! und ohne Dich," setzte sie, in Thränen zerfließend hinzu, „ohne Dich hätte man dem Verbrechen vorbeugen können!"

Die Aya biß sich in die Lippen, und die Haushälterin schaute sie mit Erstaunen an.

„Sie redet irre!“ sprach die Indierin.

„Ich rede nicht irre,“ erwiderte Ellen traurig. „Die schreckliche Erscheinung, die ich in der Bilder-Gallerie gesehen habe, ist jetzt erklärt . . . . O! ich erinnere mich wohl noch an Alles! jenen Schrei, den Schrei meines lieben, sterbenden Onkels! Vielleicht rief er mich mit Namen! Ich wollte hinabsteigen, und Du, Grausame . . . . Grausame oder Treulose! . . . .“

Von ihrer Bewegung überwältigt, warf sie sich Mrs. Jarmy in die Arme und schluchzte wie ein Kind am Busen der alten Gouvernante, deren Thränen sich mit denen des Mädchens vermischten.

„Wenn ich Sie angefleht habe, nicht hinunterzugehen,“ versetzte die Aya mit mürrischem Tone, „so geschah es, weil ich für Sie die Gefahr einer überreizten Einbildung fürchtete. Ich argwohnte nicht . . . .“

Die Waise erhob den Kopf und heftete ihre Augen auf die Amme, welche diesen Blick mit unzerstörbarer Kaltblütigkeit aushielt.

Ellen war kein Kind mehr. Das Leiden hatte eine Frau aus ihr gemacht und ihr die Stärke und Festigkeit der Frau gegeben.

„Das ist falsch, Zara!“ rief sie. „Was auch Deine Beweggründe sein mochten, was Du befürchtetest, waren sie nicht. Ich kenne Dich schon allzu lange, als daß ich mich täuschen lasse. Ich kann, ich will Dich nicht anklagen, denn ich habe keine Beweise, um eine Anklage aufrecht zu erhalten; aber von diesem Augenblick an trennen wir uns!“

„Trennen wir uns!“ wiederholte die Indierin.

„Ja! Du hast die Bande, die zwischen uns bestanden, gebrochen! Du hast die Liebe Derjenigen, die Du genährt hast, die ein beinahe kindliches Vertrauen auf Dich setzte, in Schrecken, Widerwillen, Abscheu verwandelt!“

Als die Aya diese schrecklichen Worte hörte, schien sie aus einem furchtbaren Traum zu erwachen. Trotz ihrer geheimen Umtriebe liebte sie Ellen mit der selbstsüchtigen und wilden Zuneigung des Orients.

„Niemals!“ sprach sie langsam; „niemals werde ich Sie verlassen. Für wen sollte ich leben, wenn nicht für Sie? Gehen Sie, wohin Sie wollen, ich werde Ihnen überall hin wie Ihr Schatten folgen!“

„Amme!“ sagte Ellen fest, „Du hast zuerst das Band zerrissen, das uns vereinigte. Ich kann Dich selbst nicht mit Freundschaft verlassen; es spricht Nichts mehr für Dich in meinem Herzen. Lebe wohl für immer!“

Die Aya warf sich der Waise zu Füßen und flehte sie in hindostanischer Sprache (denn sie war zu stolz, selbst in ihrer Verzweiflung, um vor der Haushälterin ihre Demüthigung merken zu lassen) an, ihre strengen Worte zurückzunehmen, beschwor das Gedächtniß ihrer Mutter, die sie ihrer Sorgfalt anvertraut hatte, so viele Jahre treuer Dienste, eifriger Sorgfalt und Liebe.

„Ich kann Sie nicht verlassen,“ setzte sie hinzu; „ich stehe allein in der Welt! Mein Herz würde

vertrocknen fern von dem Kinde, welches ich liebe und welches das Licht meines Lebens ist!"

„Du hast meine Existenz zerstört!" sprach Ellen kalt.

„Ich werde Alles wieder gut machen!" rief Zara, welche die ganze Kraft des Gefühls, das sie an ihre Gebieterin fesselte, erst jetzt erkannte.

„Du vermagst das nicht!" erwiderte die Waise, deren Augen sich mit Thränen füllten. „Es ist zu spät, ach . . . zu spät!"

Die Indierin erhob sich langsam und erklärte, sich in ihrer ganzen Höhe aufrichtend, ihren unwiderruflichen Entschluß, zu bleiben.

In diesem Augenblick traten Oberst Mowbray und Doctor Orme ein. Ellen wandte sich sogleich an Den, welchen Sir Williams Tod zu ihrem Vormund gemacht hatte, und bat ihn, sie in ihrem Entschluß zu unterstützen.

„Gewiß, meine Nichte, wenn Du es also wünschest," versetzte der Oberst; „aber ich denke, Du gibst dem Betragen der treuen Amme eine schlechte Deutung!"

Der Blick, welcher die Worte: der treuen Amme, begleitete, wurde nur von der arglistigen Frau bemerkt, welche er beruhigen sollte. Sie begriff sogleich die Rolle, welche Sir Williams Bruder spielte, und entschloß sich, wenigstens für den Augenblick nachzugeben. Miran-Hafaz hatte sie in Kenntniß gesetzt, wie sehr der Oberst bei dem Erfolg seiner Plane betheiligt war; überdieß hatte sie denselben in der Hütte des Kaninchenwärters getroffen.

Sie wandte sich also zu Ellen und sagte mit boshaftem Lächeln:

„Adieu! Ich will nicht warten, bis Sie mich wie einen Hund fortjagen! Wir werden uns wiedersehen!“

Ihre bisherige Gebieterin wandte den Kopf ab, um den Schmerz zu verbergen, welchen ihr diese Trennung verursachte.

„Ich hoffe nicht!“ erwiderte diese mit zitternder Stimme.

„Wir werden uns wiedersehen!“ wiederholte die Aya. „Sie können Ihrem Schicksal nicht entgehen. Ich sage Ihnen, wir werden uns wiedersehen, in England oder in Indien!“

Sie wollte sich entfernen, als Doctor Orme, der sich leise mit Mrs. Jarmy unterhalten hatte, plötzlich klingelte und dem auf den Ruf eintretenden Diener gebot, Mr. Elworthy und zwei Leute von der Polizeimannschaft, welche der Coroner in der Abtei zurückgelassen hatte, zu holen.

Oberst Mowbray begann unruhig zu werden.

„Diese Frau darf nicht fort,“ sprach der Rector; „ihr Zeugniß ist von Wichtigkeit.“

„Und wer wird mich zurückhalten?“ fragte die Aya stolz.

„Ich!“

„Sie! Und mit welchem Rechte? Ich bin nicht von Ihrer Religion!“

„Aber Sie sind den englischen Gesetzen unterworfen, von welchen ich in meiner obrigkeitlichen Eigenschaft Gebrauch machen muß!“

Zara verließ in aller Eile das Zimmer.

Sobald Mr. Elworthy seine Instructionen erhalten hatte, machte er sich an's Werk, sie mit den

beiden Polizeidienern in Vollzug zu setzen. Aber vergeblich durchsuchte man alle Gemächer; vergeblich unterstützte die Dienerschaft, welcher sie verhaßt war, die Nachforschungen; man entdeckte keine Spur von der Indierin.

„Großer Gott!“ rief der Rector, als er von der Erfolglosigkeit unterrichtet wurde; „wie das Geheimniß sich verdunkelt!“

Das außerordentliche Verschwinden der Aya vermehrte den Schrecken der Domestiken dermaßen, daß mehrere von ihnen ihre Absicht erklärten, in dem Dorfe Schutz zu suchen. Der Rector selbst, wiewohl allzu aufgeklärt, um ihren Aberglauben zu theilen, wurde dadurch beunruhigt und machte Ellen und Mrs. Jarmy den Vorschlag, sich in das Pfarrhaus zurückzuziehen.

Die Waise erhob einen flehenden Blick zu dem Oberst.

„Gewiß, meine Liebe,“ sagte er, denn es lag in seinem Interesse, sich so wohlwollend und uneigennützig als möglich zu zeigen; „wenn Du es wünschest und Doctor Orme Dich gern aufnimmt, so ist es besser, viel besser, daß Du Dich vom Schauplatz dieses traurigen Ereignisses entfernst.“

Diese Worte waren in liebevollem Ton gesprochen, aber sie rührten Ellens Herz nicht, und diese klagte sich insgeheim der Undankbarkeit gegen ihren neuen Vormund an.

In weniger als einer Stunde waren alle Vorkehrungen getroffen, und die kleine Gesellschaft begab sich zu dem Wagen des Rectors, welchen Oberst Mowbray an das nördliche Thor hatte bringen

lassen, um den Weg an der Bibliothek vorüber zu vermeiden. Ellen wäre gern in das verhängnißvolle Zimmer getreten, um ihren edeln, hochherzigen Oheim zum letzten Mal zu sehen; aber man fürchtete die Wirkung dieses Schauspiels auf ihren von Aufregung und Beschwerde bereits erschöpften Körper.

„Du sollst ihn noch einmal sehen!“ flüsterte der Oberst, „aber nicht jetzt!“

Sie gab widerstrebend diesen Vorstellungen nach und verließ unter den Thränen und Segenswünschen der Dienerschaft die Wohnung, wo sie die Liebe eines zweiten Vaters gefunden hatte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Notar Elworthy war kaum im Besitz der Abtei, als er noch einmal die Aya und Sir Williams Testament zu suchen begann; aber seine Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Als einziges Mittel blieb ihm noch, Nicholls kommen zu lassen, der sich selbst fragte, ob er nicht wohl daran thäte, gleich seiner Freundin, Mrs. Jarmy, die Abtei zu verlassen. Ein Gefühl hielt ihn zurück: er wollte den Leichnam seines verehrten Herrn nicht der Hut Fremder überlassen.

Der Notar saß in dem Zimmer der Haushälterin, das er deßhalb wählte, weil es in der Nähe des allgemeinen Gesindezimmers lag. Er hatte allen Bedarf zum Schreiben vor sich, als der alte Beschließer eintrat; ohne Zweifel hatte er die Verhandlungen des Tages sich zu Papier gebracht.

„Mr. Nicholls," sprach er, „setzen Sie sich, ich bitte .... keine Umstände! Ich weiß, daß Sie das Vertrauen meines edeln, betrauerten Clienten besaßen."

„Was das Silbergeschirr und die Schlüssel zum Keller betraf, ja, Sir."

„Sind Sie schon lang hier?"

„Gegen fünfzig Jahre."

Der Notar hielt an, da er nicht wußte, wie er seine Fragen formuliren sollte.

„Es ist ein altes, sonderbares Gebäude, das hier!" sagte er endlich.

„Ja, Sir."

„Diese alten Herrenhäuser haben gewöhnlich eine große Anzahl von Verstecken, sehr schwer für Die aufzufinden, welche damit unbekannt sind."

„Das ist möglich, Sir."

„Es gibt ohne Zweifel auch hier solche?"

Nicholls schien überrascht; er gestand, daß er davon reden gehört habe.

„Und Sie kennen den Eingang dazu?" fügte der Notar mit schmeichelndem Ton hinzu.

Der Beschließer schüttelte den Kopf.

„Sie wissen," fuhr Mr. Elworthy fort, in der Meinung, sein Zaudern komme vielleicht davon her,

daß er seine Absichten nicht kenne, „Sie wissen, daß Ihr Herr Vertrauen in mich setzte."

„Vollkommen."

„Und daß die Beweggründe, die mich veranlassen, diese Fragen Ihnen vorzulegen, gesetzmäßiger Art sind. Außerdem spreche ich in Ihrem eigenen Interesse. Sir William hat in seinem Testament reichlich, sehr reichlich für das Loos aller seiner Diener gesorgt. Nun findet sich dieses Testament nicht mehr vor, und ich habe Gründe, zu glauben, daß es in der Abtei verborgen ist."

„Das ist möglich, Sir; aber ich kann Ihnen darüber keine Aufklärung geben. Man hat mir viel seltsame Geschichten über die Abtei Carrow erzählt, über Gemächer, wo zwölf Personen sich verborgen halten könnten; aber ich kenne den Eingang nicht. Diese Geschichten können wahr sein, wie sie auch falsch sein können. Der Einzige, der meiner Meinung nach Etwas davon weiß, ist der arme, alte Martin; er strich stets überall herum!"

„Und glauben Sie, er kenne diese Verstecke?"

„Davon bin ich überzeugt."

„Und daß er sie allein kennt?"

Der Beschließer zögerte.

„Reden Sie!" sagte der Notar. „Erinnern Sie sich, daß Sie nicht allein eine Pflicht gegen Ihren Herrn erfüllen, sondern auch, daß Ihre eigenen Interessen im Spiele sind!"

„Ich bedarf des letzteren Motives nicht," erwiderte Nicholls nach einer Pause, „aber ich weiß nicht, ob Das, was ich zu sagen habe, der Wiederholung werth ist."

Elworthy erklärte ihm, die geringste Einzelheit könne von großer Bedeutung sein.

„Wohlan denn," nahm der Beschließer wieder das Wort, „ich habe einst Will Sideler, den Kaninchenwärter, sagen hören, er wisse die Geheimnisse der Abtei so gut wie der alte Martin selbst; das Haus sei wie ein Kaninchen-Gehäge und es gebe in den Mauern so viel geheime Treppen und Gänge, als zur Bequemlichkeit von einem Dutzend moderner Häuser nöthig wäre."

Der Notar bemerkte sich diesen Namen.

„Wo wohnt Will Sideler?" fragte er.

„Ich weiß es Ihnen nicht zu sagen."

„Es scheint mir, daß Sie eben sagten, er sei Kaninchenwärter?"

„Er war es; aber Sir William hat ihn vor etwa zehn oder vierzehn Tagen entlassen."

Mr. Elworthy machte sich eine zweite Bemerkung und schloß dann sein Portefeuille.

„Das genügt," sprach er.

Nicholls grüßte und zog sich zurück, den Notar seinen Betrachtungen überlassend.

Er hatte Stoff zum Nachdenken.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Miran-Hafaz, von seiner Wunde vollkommen genesen, ging in dem einsamen Salon von Bungalore-Hall auf und ab; er sah vergnügt, beinahe trium-

phirend aus. Der Baronet todt, dieß war eine Schranke weniger zwischen ihm und Ellen, und er glaubte mit Gewißheit, alle andern, die ihn noch von ihr trennten, umstürzen zu können.

In Indien achtet man ein Menschenleben wenig; man hält es für keine Niederträchtigkeit, sich einen störenden Feind vom Halse zu schaffen; Dolch und Gift betrachtet man als legitime Waffen; der, welcher sich ihrer am vortheilhaftesten bedient, wird als der Geschickteste angesehen. So empfand Miran, der darüber erröthet wäre, ein gegebenes Wort zu brechen, keine Gewissensbisse darüber, daß er Sir William hatte ermorden lassen. Er hätte sich einer Lüge geweigert, um den Preis, nach dem er trachtete, zu gewinnen, weil eine Lüge in seinen eigenen Augen ihn herabgewürdigt hätte; aber ein Mord war ein Opfer auf dem Altar der Nothwendigkeit, der einzigen Gottheit, die er anerkannte.

„Sie kann mir nicht entgehen!" sagte er; „sie muß mein werden, die Krone und der Preis meiner Hoffnung und meiner Leiden! Vergebens werden sich die Menschen der bleichen Race zwischen mich und meinen Wunsch stellen. Sie ist für mich geschaffen worden; das Schicksal wird mich nicht täuschen! Ich würde sie den Armen des Todes streitig machen!"

Die Thüre des Salons ging auf und der Khan erschien. Es war zum ersten Mal, daß die beiden Männer seit dem Tode von Sir William Mowbray sich sahen. Das Gesicht des Alten war außerordentlich blaß; aber seine zusammengedrückten Lip-

pen und seine hohlen Augen zeigten einen festen Entschluß an.

„Ich habe Sie nicht gerufen!“ sprach Miran, bemüht, unter der Hülle des Stolzes die Unruhe, welche ihm diese Zusammenkunft verursachte, zu verbergen.

„Ich weiß es wohl,“ erwiderte der Renegat. „Seitdem Sie andere Freunde gefunden, andere Rathgeber angenommen haben, ist meine Gegenwart Ihnen lästig geworden!“

Miran schwieg still; von seinen ehemaligen Tugenden blieb ihm die Wahrheitsliebe.

„Ich bin gekommen,“ nahm der Khan wieder das Wort, „weil ich Sie nicht ohne zwei Worte des Raths und Abschieds verlassen wollte.“

„Mich verlassen!“

„Ja! . . . Der junge Mann, den ich liebte und dem ich als Freund, nicht als Söldling gedient habe, ist meiner Freundschaft nicht mehr würdig; er hat den krummen Pfad des Verbrechens betreten, sich mit einem Elenden verbunden, dessen bloße Gegenwart die Luft, die er einathmet, beschmutzt; er hat sich bis zu einem feigen, nächtlichen Meuchelmord erniedrigt!“

„Haben Sie Lust, mich zu verrathen?“ fragte Miran kalt.

Der, an welchen diese Frage gerichtet war, schaute seinen Gegenredner so fest an, daß der Letztere die Augen niederschlagen mußte.

„Ich könnte Sie tödten,“ versetzte er, „aber ich kann Sie nicht verrathen!“

„Warum mich also verlassen?“

„Weil ich Sie nicht mehr achte. Suchen Sie meinen Entschluß nicht zu erschüttern; er ist unwiderruflich!“

„Ich werde das unterlassen,“ antwortete der junge Mann geringschätzig; „Sie können meines Dienstes nicht müder sein, als ich es meines Mentors bin!“

„Weil ich Ihren schlechten Leidenschaften nicht schmeichle; weil Sie schon so weit auf dem Pfad des Verbrechens sind, daß der treuste Freund Ihnen nicht mehr folge kann!“

Miran wandte sich ungeduldig ab.

„Nun zuerst der Rath, den ich Ihnen zu geben habe,“ fuhr der Khan fort, „obgleich ich nicht hoffe, daß Sie ihn befolgen. Kehren Sie sogleich nach Indien zurück! Sie sind in einem Lande, wo die Gerechtigkeit stärker ist, als selbst Ihr unbeugsamer Wille, und so geduldig, daß sie mit der größten Beharrlichkeit dem leichtesten Anzeichen folgt, das im Stande ist, zur Entdeckung des Mörders zu führen. Jahre können vergehen, ohne daß sie des Suchens müde wird. Sind ihre Schritte langsam und geräuschlos, so sind sie auch sicher; ihre Arme sind von Eisen und ihre Schläge geben den Tod!“

„Denken Sie mich durch unbestimmte Ahnungen zu erschrecken?“ fragte der junge Mann mit spöttischem Lachen. „Schon lang, ehe diese zögernde Gerechtigkeit, von der Sie sprechen, mich erreichen kann, wird Ellen mir angehören! In den Armen ihres Gatten, in dem Lande ihrer Geburt wird sie ihre augenblickliche Liebe für meinen elenden Nebenbuhler vergessen!“

„Niemals! Sie kennen dieselbe nicht.“

„Ich kenne mich selbst!“

„Dann bleibt mir nur übrig, Ihnen ein Wort des Abschieds zu sagen! . . . . Aber wiewohl wir uns jetzt verlassen, geschieht es doch nicht für immer. Wollte Gott, daß unsere Trennung eine ewige wäre! . . . . Wenn die Weissagung, die Sie verschmähen, erfüllt ist, wenn das Unheil, vor dem ich Sie warnte, Sie mit seinem Schatten deckt, werden wir uns wiedersehen! Und dieser Augenblick, fürchte ich, wird schrecklich für Beide sein!“

„Träumer!“ rief Miran.

„Skeptiker!“ entgegnete traurig der Alte, indem er sich mit langsamen Schritten entfernte.

Eine Stunde nachher hatte der Khan Bungalore-Hall verlassen, ehe der junge Indier sich entschließen konnte, ihn zu bitten, daß er bleibe, oder seine Abreise durch irgend eine Kriegslist zu verhindern; und alle Nachforschungen, die man anstellte, um seinen Zufluchtsort zu entdecken, blieben fruchtlos.

Noch an demselben Abend erzählte Miran Oberst Mowbray, der den Baronetstitel nicht anzunehmen wagte, ehe er den Beweis von dem Tode seines Brudersohnes hatte, die Unterredung, die zwischen ihm und dem Khan stattgefunden, wobei er natürlich jede Anspielung auf den Beweggrund seines Abgangs unterließ, denn nie war zwischen ihnen von der Todesart Sir Williams die Rede gewesen.

„Es scheint mir,“ sprach der Oberst nach einer augenblicklichen Ueberlegung, „daß dieser Alte sich außerordentlich für den Erfolg von jenem Henry

Ashton interessirt, dessen anmaßliche Hoffnungen durch die Parteilichkeit meines verstorbenen Bruders ermuntert worden sind."

„Aber die nunmehr vernichtet sind!" versetzte Miran.

„Unzweifelhaft!" rief sein Freund; „gesetzlich und moralisch bin ich der Vormund meiner Nichte. Sobald diese traurigen Scenen der richterlichen Verhandlung und des Leichenbegängnisses vorüber sind, werde ich sie nach London führen."

Die Augen von Miran-Hafaz funkelten vor Vergnügen.

„Es ist also kein Zweifel an der Beschaffenheit des Verdicts?" sprach er.

„Ich denke nicht. Trotz der Meinung des Arztes hat mein unglücklicher Bruder ohne Zweifel selbst sich den Tod gegeben. Seit langer Zeit fürchtete ich dieses Resultat bei seiner einsiedlerischen und finstern Lebensweise. Nur Etwas ist verdrießlich."

„Was?"

„Der Zustand, worin wir diesen alten Stänker Martin getroffen haben, der, ich weiß nicht wie, einen Schädelbruch erlitten hat. Uebrigens vermöchte selbst seine Aussage das Geheimniß nicht aufzuklären, denn die Männer der Kunst haben einstimmig erklärt, auch wenn er wieder davon käme, was in seinem Alter nicht wahrscheinlich ist, würde er sein Leben lang blödsinnig bleiben!"

Ein beinahe unmerkliches Lächeln kräuselte die Lippen des Indiers, als er diese Versicherung erhielt, welche seine einzige ernstliche Besorgniß der

Entdeckung zerstreute, wiewohl er noch nicht alle Einzelheiten des Verbrechens kannte.

„Ein anderer Umstand ist unerklärlich," fuhr der Oberst fort. „Ungeachtet der genauesten Untersuchungen haben wir bis jetzt weder das Testament, noch die Besitztitel, noch die Familien-Kleinodien entdeckt. Und doch waren die letzteren, die einen unermeßlichen Werth haben, noch ganz vor Kurzem in meines Bruders Besitz."

Miran konnte sich leicht das Verschwinden des Testaments, aber nicht das der Pretiosen und der Besitztitel erklären. Plötzlich fiel ihm ein, was die Aya am Abend erlauscht hatte, da sie an der Bibliothekthüre horchte, als Sir William Martin von seinem Plan, das Testament und die Familienkleinodien zu verbergen, Mittheilung machte.

„Der alte Intrigant!" rief der Oberst bitter, „und jetzt, da wir den Blödsinnigen haben, ist alle Hoffnung, sie wieder zu bekommen, verloren."

„Vielleicht nicht; Andere können die Geheimnisse der Abtei wissen!"

Er dachte an den Kaninchenwärter.

„Die Abwesenheit dieser Kleinodien," fuhr der Oberst fort, „kann zu ungerechtem und ausnehmend verdrießlichem Argwohn Anlaß geben. Jener andere Intrigant, der Doctor Orme, hat stolz erklärt, daß er nicht an Selbstmord glaube!"

„Wie bezeichnet er denn des Baronets Tod?" fragte der junge Indier nächläßig.

„Er sagt, es sei ein Mord!" antwortete sein Freund, dessen Stimme beinahe erstickte, als er dieses schreckliche Wort aussprach. „Das Schlimmste

daran ist, daß wir ihn in Betracht seiner Eigenschaft als Friedensrichter nicht von der Gerichtsverhandlung ausschließen können. Aus Klugheit habe ich meiner Nichte gestattet, sich in das Pfarrhaus zurückzuziehen, und ich sehe wahrhaftig nicht ein, wie ich mich hätte widersetzen können; aber wenn die Umstände es erlauben, werde ich sie schon morgen nach London bringen."

Miran-Hafaz war allzu glücklich, zu erfahren, daß Ellen bald in London unter der Obhut ihres Vormundes sein würde, um zu fühlen, was in den übrigen Nachrichten des Obersts Beunruhigendes lag. Bis jetzt war Alles vor seinem mächtigen Willen gewichen. Er bildete sich nicht ein, das erste ernstliche Hinderniß würde ihm aus dem entschlossenen Benehmen eines jungen Mädchens erwachsen.

Er wußte nicht, wie stark das Herz der Frau ist, wenn es sich auf Pflicht und Liebe stützt.

Noch an demselben Abend kehrten Sir Jasper Pepper und General Bouchier mit Mrs. Elton nach Bungalore-Hall zurück.

Am andern Morgen reiste zu guter Stunde Lady Harebell nach London ab.

„Was für ein trauriger Aufenthalt!" sagte sie zu Oberst Mowbray, der sie bis zum Wagen geleitete. „Ich denke, Sie werden ihn auch bald mit Ihrem Freunde Miran-Hafaz verlassen?"

Der Oberst antwortete, dieß hänge von der Beschaffenheit der Pflichten ab, welche ihm durch das traurige Ereigniß in der Abtei Carrow auferlegt würden.

Lady Harebell lächelte sarkastisch.

„Dergleichen wie die Functionen eines Vormundes von Miß de Vere und Vermögensverwalters von Sir William?“ versetzte sie.

Der Oberst nickte mit dem Kopf; er war zu geärgert, um zu antworten. Er hatte Lady Harebell immer als eine aufdringliche und intrigante Frau betrachtet und es gefiel ihm nicht, sich von ihr befragen zu lassen.

„Vielleicht,“ fuhr die Dame mit gesenkter Stimme fort, „kann ich Ihnen Sorgen ersparen, indem ich Ihnen erkläre, daß der verstorbene Baronet durch sein Testament seine Nichte unter der Vormundschaft von dem Kanzler und dem Doctor Orme gelassen, und sein Vermögen unter fidei-commissarische Verwaltung gestellt hat.“

„Unmöglich!“ rief der Oberst überrascht; „man hat kein Testament gefunden.“

„Fragen Sie den Notar Elworthy, ob das nicht die hauptsächlichsten Bestimmungen sind, und wenn Sie sich davon überzeugt haben, so besuchen Sie mich in London; ich werde Ihnen sagen, in welche Hände das Testament gefallen ist und um welchen Preis man es von denselben bekommen kann!“

So befand sich also das Testament, welches Will Sideler für Miran-Hasaz gestohlen hatte, in den Händen von Lady Harebell. Diese arglistige Frau, welche sich desselben zuerst hatte bedienen wollen, um den indischen Prinzen zur Heirath ihrer Tochter zu bestimmen, sah alle ihre Plane durch Isabellens Entführung und heimliche Heirath zerstört; aber sie war entschlossen, von ihrem Diebstahl Nutzen zu ziehen und das Testament nicht eher aus der Hand zu

geben, als bis ihre Bedingungen darüber festgestellt wären.

Ehe der Oberst von seinem Erstaunen, worin er durch Lady Harebells Worte versetzt worden war, sich erholt hatte, setzte der Wagen sich in Bewegung und er blieb allein unter dem Portale.

„Die Affaire verwickelt sich!“ murmelte er zurückkehrend. „Es kann nichts Gutes aus den geheimen Umtrieben dieser Intrigantin entspringen!“

Ehe er sich nach der Abtei auf den Weg machte, wo er der richterlichen Untersuchung anwohnen sollte, hatte der Oberst eine lange vertraute Unterredung mit dem jungen Indier, der die Nothwendigkeit erkannt hatte, die Rückkehr seines Nebenbuhlers, gleichviel durch welche Mittel, zu verhindern. Miran zeigte ihm seine Absicht an, sogleich nach London abzureisen.

„Warten Sie nicht, bis . . .“

„Nein; London ist der Menschenmarkt! Man kann daselbst Tugenden und Laster kaufen. Hier finde ich nur grobe und einfältige Werkzeuge; dort werde ich den Geist zu meiner Verfügung haben, der begreift, und die Hand, die ausführt!“

„Sie bedürfen eines kalten, entschlossenen, tüchtigen Agenten, eines Mannes, der viel Muth und wenig Gewissen hat!“

Miran nickte mit dem Kopf.

„Wozu wollen Sie ihn verwenden? . . . Doch die Frage ist unnütz. Nach Italien? . . .“

Miran wiederholte dasselbe Zeichen.

Oberst Mowbray wollte nichts weiter wissen. Seine Moral glich dem Raisonnement des Straußes,

der, wenn sein Kopf im Sand versteckt ist, sich einbildet, sein ganzer Körper sei vor den Blicken des Jägers geschützt. So glaubte der Mitschuldige von Miran-Hasaz, sein Thun sei vorwurfsfrei, weil er die Einzelnheiten des Verbrechens nicht kannte.

Er setzte sich also an einen Tisch, schrieb einen Empfehlungsbrief an Robert Martingale, Esquire, und reichte denselben offen seinem Freunde, der ihn aufmerksam durchlas.

„Wer ist dieser Mann?" fragte er.

„Der, welchen Sie suchen: arm, aber stolz, tapfer, gewandt und ohne Gewissensbisse. Zahlen Sie ihn gut und Sie können ihm seine Seele abkaufen, vorausgesetzt, daß sie noch zu verkaufen ist."

Sie trennten sich . . . um sich in London wieder zu finden; aber nicht ehe man entschieden hatte, die Aya, die auf eine so unerklärliche Weise verschwunden war, sollte sich freiwillig bei der richterlichen Untersuchung stellen, um ihre Aussage niederzulegen; denn es war von der höchsten Wichtigkeit, daß das Verdict auf „Selbstentleibung", nicht auf „Ermordung" laute.

„Können Sie auf ihre Festigkeit rechnen?" fragte der Oberst.

„Wie auf mich selbst!" versetzte Miran lächelnd. „Zara könnte den Tod vor sich sehen, ohne daß ihr Puls lebhafter ginge, als der eines schlafenden Kindes!"

„Dann mag sie erscheinen!"

Vierundvierzigstes Kapitel.

Oberst Mowbray beschloß, unterwegs nach der Abtei bei Doctor Orme anzuhalten, um sich nach Ellen zu erkundigen. Es war politisch gedacht, den günstigen Eindruck zu unterhalten, den er auf ihren Geist gemacht zu haben glaubte. Der Oberst und der Rector begaben sich also zusammen zu den Magistrats-Personen.

Die gerichtliche Untersuchung wurde in dem großen Saale vorgenommen, wo sich alle Hintersaßen des verstorbenen Baronets, unter ihnen auch Matthäus Ashton und Joe Beans, versammelt hatten. Der Letztere war noch diesen Morgen mit Zustimmung des Farmers in den Dienst des Rectors getreten, der von seinem Scharfsinn eine große Meinung hatte. Der erhöhte Raum am obern Ende des Gemachs war von den Magistratspersonen und der Gentry der Nachbarschaft eingenommen. Jedermann beklagte das Schicksal des Opfers und Jedermann redete Gutes von ihm. Auch die Armen drängten sich an die Thüren des Herrenhauses, wo sie sich gruppenweise auf dem Rasenplatz unterhielten. Wenn Thränen eine Grabschrift machen, so war die von Sir William Mowbray eine der beredtesten.

Der erste Zeuge war Elworthy, der seinen vorangegangenen Besuch zu Carrow, die Ausfertigung der beiden Testamente, die Art, wie man ihm das geraubt hatte, das er auf seiner Amtsstube verwahren sollte, und das nicht minder geheimnißvolle Verschwinden des zweiten Testaments erzählte.

Auf Ersuchen von Oberst Butler, der sich das Verfahren zu Papier nahm, fragte der Coroner den Notar, ob er in Indien gewesen sei.

„Niemals," war die Antwort.

Darauf verlas man die Aussage der Waise, welche zwei Magistratspersonen und der Coroner im Pfarrhause entgegengenommen hatten; aus Mitleid mit Ellens Betrübniß hatte man ihr den Schmerz erspart, persönlich zu erscheinen. Es war darin die Rede von der Begegnung in der Bilder-Gallerie, von dem Widerstand, den die Aya ihr geleistet hatte, als das Mädchen im ersten Schrecken hinabsteigen wollte, von dem Schatten, den sie in der Bibliothek wahrgenommen hatte, und endlich von der verschlossenen und verriegelten Thüre.

Kaum hatte man den Namen der Aya ausgesprochen, als ein großer Tumult unter der Menge, welche das untere Ende des Saals einnahm, entstand. Eine verschleierte Frau näherte sich dem Tisch, an welchem der Coroner den Vorsitz führte: als sie den Schleier zurückwarf, kamen Zara's Züge zum Vorschein.

„Ich bin in einem Lande," sprach sie, „dessen Gesetze mir fremd sind; aber ich stelle mich vor Euch, weil ich sie nicht verletzt habe! Befraget mich, ich werde antworten! Wenn ich auf Eure Gerechtigkeit nicht vertrauen kann, vertraue ich wenigstens auf meine Unschuld!"

Die von der Kühnheit und Einfachheit dieser Worte hervorgebrachte Wirkung war sehr günstig; der Rector selbst begann zu glauben, er sei in seinem Urtheil zu streng gewesen.

Die Aya antwortete ohne Zögern auf alle Fragen. Auf die letzte: „warum habt Ihr Euch Miß de Vere widersetzt, als sie zu ihrem Oheim hinabgehen wollte?“ war ihre Antwort zugleich gewandt und wahrhaftig.

„Um das Kind, das ich mit meiner Milch genährt habe, vor jeder Gefahr, wenn eine solche existirte, oder vor den Wirkungen einer überreizten Einbildungskraft, die sie schon krank gemacht hatte, zu bewahren.“

Mr. Elworthy reichte dem Coroner ein Stückchen Papier, worauf Doctor Orme in der Eile einige Worte geschrieben hatte.

„Wie ist es Euch gelungen, die Abtei unbemerkt zu verlassen?“ fragte der Beamte.

Die Erzählung von ihrem Entrinnen und den dabei angewandten Mitteln waren so glaubwürdig, daß kaum einige leichte Zweifel übrig blieben.

„Ich hatte wenig Freunde,“ setzte sie hinzu. „In England liebt man die Fremden nicht; und die Drohungen des alten Priesters erschreckten mich. Ich habe den Muth durch meine Unschuld gehärtet und erschien vor Euch, sie zu beweisen. Bin ich schuldig, so verurtheilt mich! bin ich unschuldig, so vergeßt nicht, daß es sich um eine arme, schutzlose Fremde in Eurem Lande handelt, und laßt mich frei!“

Nach diesen Worten, deren Einfachheit sehr geeignet war, die Zuhörer günstig zu stimmen, ließ sich die Aya auf den Boden nieder, wo sie sich nach orientalischer Weise setzte. Ihre Physiognomie, so eben noch belebt und erregt, nahm jenen Ausdruck der Empfindungslosigkeit an, der jeder Prüfung Trotz

bietet. Nach einer leisen Berathung zwischen dem Coroner und den Magistratspersonen lautete der Entscheid, es sei kein Grund vorhanden, Zara in Verhaft zu nehmen oder an der Wahrheit ihrer Worte zu zweifeln. Als sie den Saal verließ, warf sie einen Blick concentrirten Hasses auf den Doctor Orme, welcher allein gegen sie gestimmt hatte.

„Seien Sie auf der Hut, daß diese Frau niemals Ihre Thürschwelle überschreite!“ flüsterte Oberst Butler dem würdigen Rector in's Ohr. „Ich kenne die Caste, der sie angehört; diese Leute machen sich aus dem Leben eines Menschen ebenso wenig, wie aus dem einer Blume!“

Der Rector trocknete sich den Schweiß ab, der auf seiner Stirne perlte, vielleicht kam er von der Hitze im Saal; aber er entschloß sich, bei seiner Rückkehr in das Pfarrhaus solche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und solche Befehle zu ertheilen, daß die Gefahr, auf welche eben angespielt worden war, niemals eintreten könnte.

Wir wollen nicht länger bei einer peinlichen Scene verweilen. Nachdem die Geschworenen alle Aussagen der Dienerschaft und die Zeugnisse der Wundärzte, welche einstimmig erklärten, der verstorbene Baronet habe sich die fragliche Wunde unmöglich selbst beibringen können, geprüft hatten, gaben sie ein Verdict auf vorbedachten, von einer oder zwei unbekannten Personen begangenen Mord, ein Verdict, wodurch alle Anwesenden, mit Ausnahme von zwei Individuen, welche an dem Verfahren keinen Antheil genommen hatten, befriedigt wurden.

Das erste war Oberst Mowbray, das zweite Will Sideler, welcher während der Verhandlung sich unter den Haufen der an der Thüre gruppirten Hintersaßen und Bauern gemischt hatte. Sobald er das Verdict hörte, knöpfte er sorgfältig seinen Jagdrock zu und verließ den Ort.

Der Oberst war vielleicht der Einzige, welcher sein Weggehen bemerkte.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Humoristische Lektüre,

besonders

für Kaufleute und Handlungsreisende.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Freuden und Leiden

eines

Commis Voyageur.

Dritte Auflage.

eleg. geh. mit Titelbild, Preis: 20 Ngr.
oder fl. 1. rhein.

Allen Freunden einer heitern und angenehmen Lektüre wird ein Buch willkommen sein, in welchem ein bekannter deutscher Dichter sich ein Exemplar des „deutschen Commis Voyageur" aus der socialen Ordnung der Welt zum Vorwurf seines Studiums machte und auf solch' originelle Weise charakterisirte, daß das Werk gewiß jeden Leser befriedigen wird. Reisende können sich keine angenehmere Beschäftigung auf ihren Reisen gewähren, als die Lektüre dieses Buchs.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

In unserem Verlage erscheinen:

Sämmtliche Romane

von

Alexander Dumas.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Französischen.

Erste Abtheilung:

Historische Romane.

Classiker-Format.

In Lieferungen von 5 Bogen à 4 Ngr. oder 12 kr.

Diese neue Auflage der Romane des unstreitig jetzt in Deutschland beliebtesten französischen Schriftstellers wird sich in Betreff der Ausstattung ganz an unsere Classiker-Ausgabe von **Flygare-Carlén's** Romanen anschließen, und somit die schönste und zugleich billigste aller bis jetzt erschienenen Ausgaben werden.

Wir beginnen die Sammlung mit dem unübertroffenen Romane:

Die drei Musketiere,

und den dazu gehörigen zwei Fortsetzungen:

Zwanzig Jahre nachher,

und

Der Graf von Bragelonne.

Jeden Monat erscheinen 3 bis 4 Lieferungen, und geben wir jeden Roman, jede Lieferung einzeln ab; jedoch erhalten diejenigen Abnehmer, welche sich zur Abnahme der im Laufe dieses Jahres erscheinenden Lieferungen verpflichten, zu Ende des Jahres, das nach einer Photographie trefflich ausgeführte

Portrait des Verfassers gratis.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smith, John Frederick

Die Abtei Carrow Roman von J. F. Smith. Frei nach dem Englischen von Büchele

Bd.: 2

Stuttgart 1859

P.o.angl. 566 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752340-4